

Die Welt am Sonntag

Illustrierte Familienzeitschrift.

Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Bielitz, 16. Oktober 1927

Sondernummer Teschen

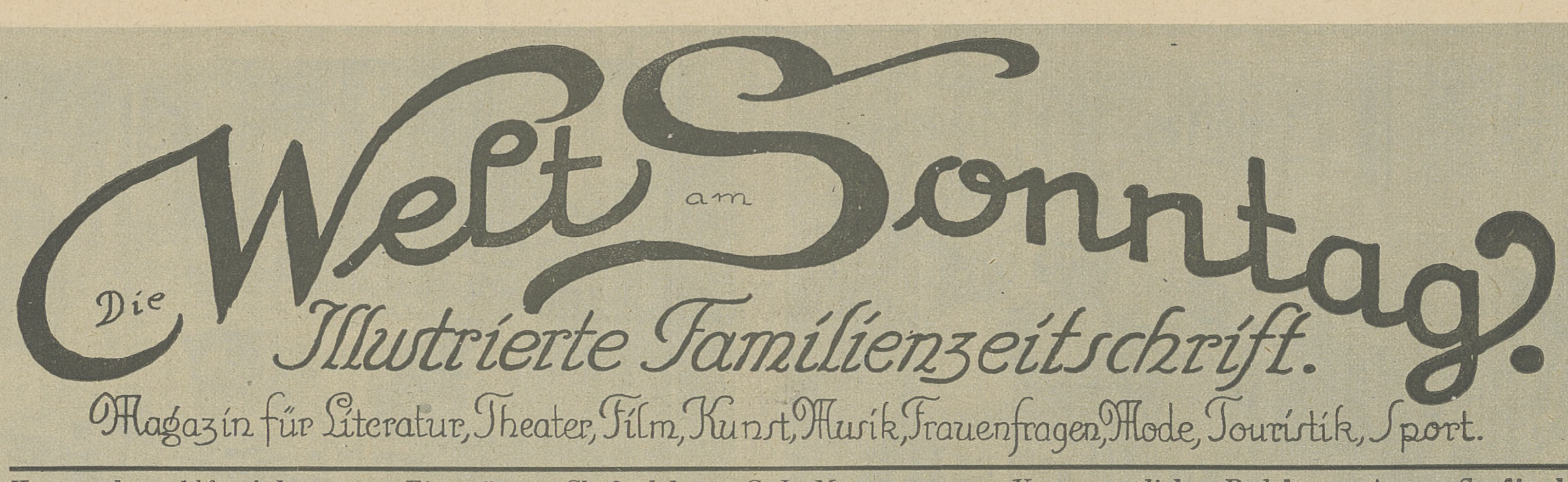
Ringplatz in Teschen.

Einzelpreis (32 Text- und Bildseiten) Zł. 1.60.
D. G. 1·—. 70 Pf.

F. Pernerstorfer - Bielitz

Inhaltsverzeichnis.

32 Text- und Bildseiten.

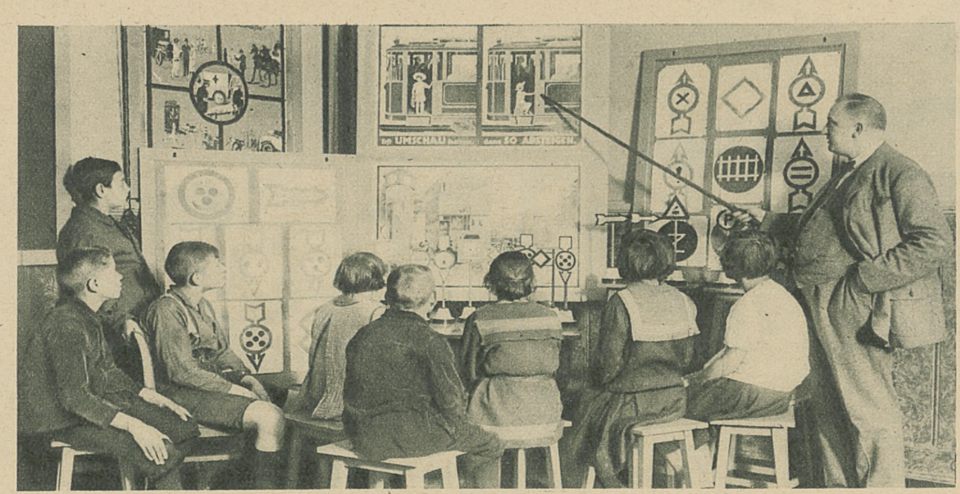


Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Hechtsprung über vier Pferde

Sport=Übung bei der Schutzpolizei

Scherl

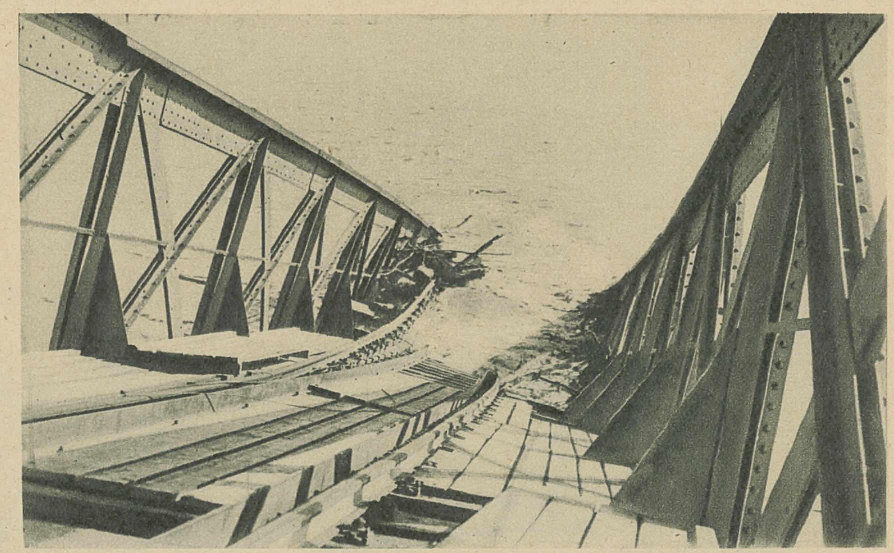


Verkehrsunterricht in der Schule. In einer Berliner Volksschule ist versuchsweise als neustes Lehrfach die Verkehrskunde getreten, um die Kinder mit den Gefahren des Großstadt-Verkehrs vertraut zu machen — Wolter



Die Feier des 25jährigen Bestehens feiern am 16. Oktober die Hohenlychener Heilanstalten für Lungenkranke des Volksheilstätten-Vereins vom „Roten Kreuz". — Unser Bild zeigt: „Spiele im Freien" in der Abteilung Mittelstands-Sanatorium





Die Hochwasser-Verwüstungen am Oberrhein und in Tirol

Links: Das Dorf Ringgenberg in Graubünden, das besonders schwer heimgesucht wurde. Die Kirche wurde vollkommen zerstört

Oben: Zerstörte Eisenbahnbrücke in Tirol

Von den Hindenburg-Geburtstagsfeiern der Deutschen im In- und Ausland

Hindenburg bei den Schulkindern im Berliner Stadion. Der Reichspräsident im Auto, neben ihm Reichskanzler Dr. Marx — Atlantic

Ovallinks: Ein deutscher Gottesdienst, der in Paris zu Ehren Hindenburgs abgehalten wurde — Kutschuk

Der erste Gratulant. → Ein Bäckerjunge überbrachte dem Reichspräsidenten einen riesigen Kranzkuchen in Gestalt einer 80 — Sennecke

← In Wien fand eine gewaltige Kundgebung anläßlich des 80. Geburtstages des Reichspräsidenten von Hindenburg statt. Auf dem weiten Platz vor dem Ehrenhof der Hofburg war eine nach Zentausenden zählende Menge zusammengekommen, um des greisen Führers des deutschen Volkes zu gedenken und zugleich der Zusammengehörigkeit des Deutschtums auch über die politischen Grenzen hinaus Ausdruck zu verleihen — Scherl

Literatur

Erinnerung.

Weißt du die schönen Sommernächte noch?
Viel Gäste waren in das Schloß gekommen
und saßen lachend hoch auf den Terrassen,
ach, viel zu laut und lachend für uns beide,
die wir, uns selbst genug, es kaum vermochten,
den Jubel unserer Liebe zu verbergen.
Da faßten wir uns heimlich bei der Hand
und liefen lautlos die gepflegten Wege
des düstern Parks hinunter bis zum Tor.
Die Gittertür der weißen Mauer schloß sich.
Wir schlichen sacht am Friedhof uns vorbei
— die stillen Kreuze blickten stumm herüber —
zu unserer Bank an der verschwiegenen Linde.
Die Zweige wurden leis vom Wind bewegt,
der Duft der Wiesen redete von Glück,
du pflücktest eine blasse Rose mir.
Die Sterne zitterten am hohen Himmel,
der müde Mond verkroch sich hinter Wolken,
ein nächtlich Blatt fiel sanft in meinen Schoß.
Der Wald war eine Wand in dunkler Ferne,
und unten zog der silberklare Fluß.
Dein Arm war gut. Und deine lieben Augen
erzählten, was ich gerne, gerne hört'.
Dein Mund verschloß mir zärtlich meine Frage
— nicht wahr? Wer liebt, der fragt, ob er geliebt —
Wir aber spürten, daß das Leben glühte,
wie Träume manchmal aufblüh'n in der Nacht,
so daß man ganz verklärt erwacht am Morgen
und alle Welt voll heller Sonne sieht.

Elisabeth Skoda.

Im Herbstwind.

Hoch über mir in Wipfel greift der Wind.
Herbstblattgestöber weht auf stillem Wege,
Durch dunkle Stämme, die rings um mich sind
Und starrend steh'n, nur in den Kronen rege.

Schwebender, dichter fällt das Herbstlaub zu,
Das weit den Weg mit totem Sommer deckt
Und rasch aufwirbelt über meinem Schuh,
Wenn es mein Schritt aus rotem Schlummer weckt.

Der Sturm der Wipfel wächst. Stimmen im Wind.
Sie weh'n verloren über im Rauschen,
Wie totes Laub nur fällt es in mein Lauschen —
Ihr Laut fliegt durch die Wipfel fort im Wind.

Wilhelm von Scholz.

Widmung.

Ich war als Kind im Märchenwald,
Vertraut wie du mit Fee und Gnomen,
Bald lieblich, bald in Schreckgestalt
Sind sie zu mir herabgekommen.
Und Schlösser, die kein Mensch geschaut,
Hab kühn in Wolken ich erbaut…
So wurde ich groß und größer — —
Die lieben Gestalten blieben zurück,
Zerfallen sind Burgen und Schlösser….
Da lese ich, Kind, in dem offenen Blick:
Nun wandelst du im Märchenwald,
Vertraut bist du mit Feen und Gnomen — —
Manch längst vergeß'ne Huldgestalt
Seh ich in deine Träume kommen,
Und Schlösser baust du, blau und licht,
Darinnen jede Blume spricht,
Und jedes Tier mit Worten denkt,
Die ihm dein kleines Herz geschenkt.

Lina Pietzsch.

Dr. Josef Kiesewetter.

25. Jahre im Schulamt.

Ein ausgezeichneter Pädagoge, ein bei Eltern und Schülern gleich beliebter und geachteter Schulmann, Dr. Josef Kiesewetter, Leiter des deutschen Bielitzer Staatsgymnasiums, hat in diesen Tagen sein 25-jähriges Dienstjubiläum gefeiert.

Dr. Kiesewetter wurde im März 1917 als Nachfolger Kleins zum Direktor des Bielitzer Gymnasiums ernannt. Dr. Kiesewetter, der seit Feber 1915 (im Landsturm gemustert,) im 4. Infanterieregiment diente und seit März 1916 an den verschiedenen Fronten als Landsturmoffizier im Felde stand, konnte die Leitung des Gymnasiums erst nach Kriegsende am 1. November übernehmen.

In verhältnismäßig jungen Jahren wurde Dr. Kiesewetter, ein gebürtiger Schlesier, zur Leitung der Anstalt berufen., Er hat in einer gewiß schwierigen Zeit, in welcher ihm das Geschick der Schule in die Hand gegeben war, bewiesen, daß das Vertrauen, welches die Schulverwaltung in seine Tüchtigkeit setzte, voll gerechtfertigt war. Er hat es unstreitig verstanden, die Mittelschule, die schon in den ersten Jahren nach dem Umsturz ihren bisherigen Charakter einbüßte, indem die altangesehene Realschule und das Gymnasium zuerst einer einheitlichen Leitung unterstellt wurde, worauf beide Anstalten in eine, dem neuen polnischen Mittelschultyp angepaßte Anstalt zusammengelegt wurden, auf der Höhe zu erhalten und ihren Ruf als tüchtige Bildungsanstalt zu erhalten und zu mehren.

Dr. Kiesewetter hat sich als Leiter der Mittelschule nicht nur die Achtung und die Anerkennung seiner neuen vorgesetzten Behörde zu erwerben gewußt, er hat durch seine tüchtige und der großen Verantwortung bewußte Leitung auch die Anerkennung aller Kreise in hohem Maße verdient.

Es ist selbstverständlich, daß der Jubeltag von Behörden, Eltern, Schülern und Freunden zum Anlaß genommen wurde, um Dr. Kiesewetter reiche Ehrungen zu erweisen.

Schenkt Bücher.

Nicht nur zu Weihnachten bitte, sondern überhaupt müßte man diesen Mahnruf immer wieder ergehen lassen! Schenkt Bücher — kauft Bücher! Oh nein, nicht im Interesse von Verlegern, Buchhändlern und Schriftstellern — — im eigensten Interesse! Bücher sind Leben, lebendigstes Leben! Zusammenhang mit Kultur und Fortschritt! Sind Erziehung, Belehrung — und — Unterhaltung! Und sind, wenn man sich von dem Anfangsschrecken, den man bei der oder jener Zahl, die als Preis eines Buches genannt wird, erholt hat und ruhig überlegt, eigentlich noch billig, weil sie bleibenden Wert besitzen.

Man soll vor allem Kindern Bücher schenken, um so die Freude am Bücherbesitz wach zu rufen und groß zu ziehen! Wer viel liest und vor allen Dingen „Lesefutter" haben will, kann natürlich nicht jedes Buch kaufen und wird die Leihbibliothek nicht missen wollen. Aber besondere Bücher, die man wieder lesen und besitzen will, wird es immer geben — sie soll man auf die jeweiligen Wunschzettel setzen und den Gebenden damit die Qual des „was soll ich schenken" wesentlich erleichtern.

Und Kinder, sind sie nicht glücklich, wenn sie durch ein Märchenbuch dem Alltag entrückt werden, eingesponnen in den Zauber des „es war einmal" voll atemloser Seligkeit die Wunder miterleben, die das Buch verkündet. Sind sie nicht glücklich, wenn interessante Reiseschilderungen sie in die Welt führen, ihnen fremde Sitten anschaulich vor Augen führen, sie teilnehmen lassen, an fremder Kultur, am Leben anderer Völker. Wenn sie die Errungenschaften der Wissenschaft kennen lernen, neue Erfindungen, Entdeckungen in der Natur, an Pflanzen und Tieren — — und all dies durch



Dr. Josef Kiesewetter.
Direktor des deutschen Stadtgymnasiums in Bielitz.

Bücher, die man ihnen zugänglich macht! Selbstverständlich soll man Kindern nicht nur ernste lehrhafte Bücher geben, sondern auch für Unterhaltung und Zerstreuung sorgen, aber daran denken, daß alles, was auf die Phantasie der jungen Seele wirkt ein gewisses Niveau haben muß. Gewiß — — Jagdgeschichten und Indianerabenteuer — wer wollte sie ausschalten! Die Karl-Mayschwärmerei gehört nun doch einmal zu jedem Jungen, braucht gar nicht bekämpft zu werden, trotz aller Einschränkung hat sie Berechtigung — aber — mit Maß genossen! Nicht nur Bücher, die allerlei Instinkte wachrufen!

Dann wird man immer unterscheiden müssen, welchem Kinde man dieses oder jenes Buch in die Hand geben darf — da spricht die Einzelveranlagung stark mit. Die einen werden mit Vorsicht lesen müssen, um nicht zu sehr aufgeregt und abenteuerlich angeregt zu werden, den Robusteren kann man da schon eher etwas kräftigere Kost zumuten. Vor allem wecke man Sinn und Freude an wirklich guten und wertvollen Büchern, lasse die Klassiker nicht zu einem überwundenem Standpunkt werden, der für unsere heutige Jugend „nicht mehr ist". Aber — man lasse diese unvergänglichen Denkmäler einer wundervollen, wertvollen geistig bedeutenden Zeit ja nicht zu früh in die Hände der Kinder gelangen, zwinge sie nicht, sich mit ihnen zu beschäftigen! Wer von uns weiß nicht aus eigenster Erfahrung, wie wenig man einzelne wertvolle Bücher liebt, wenn man sie in der Schule „durchmachen" muß, wie langweilig man sie findet — um dann gereifter und und älter, plötzlich die erhabene Schönheit voll zu empfinden, über der grau und verdämmernd das „Du mußt" der Schulzeit lag! Geht es doch in der Musik genau so! Wie haßt man Hayden und Mozartsonaten, wenn man zu lernen beginnt welches Grauen erregen Etüden von Kramer, Clementi etc. und nach Jahren wird all das zur Quelle des Genusses und freudigen Selbstfstudiums. Diese eigenen Erfahrungen halte man sich vor Augen bei der Wahl von Büchern für die Jugend! Und — weiß man wirklich selbst nicht Bescheid, weiß insbesondere bei Mädchen nicht recht, welche Bücher jetzt zu schenken sind — dann lasse man sich von Berufenen beraten. Inhaltlich und sprachlich gute Bücher kaufen — das sei Gewissensache in einer Zeit, in der — das ist leider kein Witz — Bücher nach ihren Einbänden erworben werden, wenn die Farbe zu dem Meublement des neuen Herrenzimmers paßt!

Ida Bock, (Wien).

Aphorismen.

Von Dr. Paul Friedrich (Iserlohn).

Wer es den Mitmenschen stets recht zu machen versucht, wird gegen sich selbst oft unaufrichtig sein.

*

Es gibt politische Dummheiten, die so groß sind, daß ganze Geschlechter davon leben können.

*

Es ist nur gut, daß die Welt ihren Gang nimmt ohne Rücksicht auf die Theorien der Weltverbesserer.

*

Mann sollte in der Ehe die gegenseitige Treue nicht als unbedingte Forderung ausdrücklich verlangen, sondern man sollte so leben, daß die Treue sich als eine Folge von selbst einstellt.

*

Es ist durchaus nicht nötig und meistens auch nicht angebracht, daß man Sätze, die man mit dem besten Willen nicht begreifen kann, für besonders geistreich oder tief hält.

*

Die Wissenschaft sucht das Richtige; die Kunst das Wahre.

*

Der Künstler stellt die Ideen und Gegenstände so dar, wie sie auf ihn und in ihm wirken, der Kunstnachläufer dagegen so, daß sie auf andere Menschen eine Wirkung ausüben.

*

Der wahre Künstler leidet am Geist; der Kunstnachahmer lebt vom Geist.

Literatur

Erfahrung.

Hadre mit dem Schicksalsbuche
Niemals wunschverzehrt!
Güter gibt es, die zum Fluche
Uns ein Gott gewährt.
Mancher, fällt das Ziel des Strebens
Nun ihm in den Schoß,
Gäbe Jahre seines Lebens,
Wär' er's wieder los!

Kory Towska.

Gedenkt der Toten.

Die großen Totengedenktage führen wieder Unzählige auf die Friedhöfe und mancher Schritt wird dabei von den Ruhestätten der Angehörigen auch zu den Gräbern großer Toten der Vergangenheit gelenkt, an denen ältere Friedhöfe oft reich sind. Der „Alte Friedhof" der Musenstadt Bonn birgt die sterblichen Ueberreste einer großen Anzahl von Personen,. deren Tätigkeit unverwischbare Spuren hinterließ, deren Gedächtnis nie erlöschen wird. Es lebten, wirkten und starben in Bonn Männer, deren Schöpfungen, deren Geistesschätze Gemeingut der zivilisierten Welt geworden sind, wie Aug. W. Schlegel, Robert Schumann, E. M. Arndt, Niebuhr, Dahlmann, Bunsen und noch viele andere, deren Arbeit der engeren Heimat gewidmet war.

Doch auch an die Grabstätten vieler Frauen kann uns unser Weg führen, die die Gattinnen großer Männer waren. So ruht hier Charlotte von Schiller, die in Bonn nach kurzer Krankheit am 9. Juli 1826 bestattet wurde. Auch die Mutter Beethovens wurde hier begraben. Leider weiß man nur noch die Reihe, aber nicht den genauen Platz, an welchem sie bestattet wurde.

Zu den vielen Künstlergräbern ist im vorigen Jahr auch das Grab einer schöpferisch tätigen Frau hinzugekommen: der alte historische Friedhof birgt nun die sterbliche Hülle der genialen Künstlerin, der gütigen Frau, der Komponistin und Schriftstellerin E. v. Schultz-Adaiewsky. Liebende, treue Freundeshände haben jetzt — wo sich der Todestag zum ersten Mal jährt — ein ihr würdiges Denkmal aufgesetzt: Auf hohem, feinprofiliertem Sockel erhebt sich eine schlanke, anmutig bewegte Frauengestalt. Ernst und sehnsüchtig — träumend ruht der Kopf in der linken emporgehobenen Hand — es ist als lausche sie fernen Klängen, unserem Ohr nicht vernehmbar. Es ist derselbe Ausdruck, den wir in dem edlen schönen Antlitz der Verstorbenen so oft erlebten, wenn sie versunken in die Welt ihrer Töne am Klavier saß und uns hinübertrug in das erhabene und arkadisch-heitere Reich ihrer Schöpfungen.

Zu den Füßen der Marmorgestalt liegt eine Marmorplatte, umgeben von einer grünen Hecke und leuchtenden Blüten. Nur ein Wort in Goldschrift schmückt die Platte — der griechische Gruß: „Xaipete" (Freuet Euch!) den die Verstorbene so gern ihren Freunden zurief.

L. v. S.

Der 50. Geburtstag.

Von Karl Herma.

(3. Fortsetzung).

Es war schon spät, als Martin Stangelhuber erwachte. Seine liebe Frau erinnerte ihn zart daran, daß es langsam gegen Mittag gehe und es notwendig sei, die Zimmer in Ordnung zu bringen. Mit dem Geburtstag sei's ja nun vorbei. Ein Geburtstag dauere eben nur einen Tag und nicht eine Woche. Das alles müsse Martin bedenken und sich für sein Amt vorbereiten.

Martin Stangelhuber sah seine Frau mit einem mitleidigen Lächeln an. Ob sie denn überhaupt erkannt habe, wer er eigentlich sei? Ob sie überhaupt wisse, wer da vor ihr im Bett liege und Gedanken spinne? Ob sie sich dies alles schon genau überlegt hätte?

Seine Frau erschrak vor diesen Worten. Sie meinte, er sei noch nicht ganz beisammen! Ja, das mußte wohl so sein!

Er aber warf sich in die Brust und rief, daß sie doch bedenken möge, daß er es sei, der da von ihr belangt werde, er, Martin Stangelhuber, der bei der Feuerwehr, beim Turnverein, beim Fußballklub, bei den Brüdern der Aminia, beim Bergverein, bei der Freiwilligen Rettungsgesellschaft und noch vielen anderen Vereinen und Verbänden dies und das getan und das habe die Oeffentlichkeit anerkannt und es öffentlich in den bedeutendsten Zeitungen ausgesprochen! Mit dem heutigen Tage beginne ein anderes Leben, eine andere Zeit! Das möge seine Frau, die ja doch von so großen und wichtigen Dingen nichts verstehe und sich auch durchaus nicht öffentlich irgendwie hervorgetan wie er, begreifen und dann erkennen, daß er nicht so ein ganz gewöhnlicher Bürger sei, sondern einer, der zu einer großen Aufgabe berufen. Sein ganzes Leben habe er damit zugebracht, sich auf diesen Tag vorzubereiten und wenn alles so geglückt sei, der ganzen Familie zum Segen, dann trüge er das Hauptverdienst daran. Jedenfalls sei er weit davon entfernt, nun an seiner Bedeutung für das Volk rütteln zu lassen. Seine Frau möge ihn ungeschoren lassen und doch das begreifen, was die ganze Stadt erkannt habe!

Kopfschüttelnd wandte sich seine Frau ab und ging ihrer gewohnten Arbeit nach. Ihr Gemahl hatte sie schwer gekränkt. In diese Kränkung fraß sich nun ihr gutes, hausmütterliches Herz hinein. Ein Narr ist er, schrie sie in der Küche zu den Töpfen auf dem Herd und klirrte mit den Stürzen, ein Narr, dem der Schnaps und Wein so zugesetzt hat, daß er seinen gesunden Menschenverstand darüber verloren hat!

Freiherr von Knigge.

Zu seinem 175. Geburtstag; geboren 16. Oktober 1752.



Adolf Franz Friedrich Ludwig Freiherr von Knigge, der zu Ende des 18. Jahrhunderts eine außerordentlich rege schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, wäre ohne sein Hauptwerk „Ueber den Umgang mit Menschen" wohl längst vergessen. Sein „Umgang mit Menschen" ist auch heute noch in aller Munde. Einem Menschen, der schlechte Umgangsformen zeigt, empfiehlt man heute noch genau wie vor 100 Jahren „Knigges Umgang mit Menschen", das übrigens kein Buch voll Anstandsregeln ist, sondern allgemein populär-philosophischer Art

Aber sie tröstete sich am Nachmittag. Es werde ja nicht so bleiben. Er müsse ja in einer Woche wieder in sein Amt, da würden ihm schon die Grillen vergehen! Und seine Freunde würden ihm wohl auch tüchtig das Kapitel vom alten Manne lesen!

Endlich stand Martin Stangelhuber auf. Er ging gravitätisch im Zimmer auf und ab, verlangte mit gewählten Worten dies und das und begann, sich entsetzlich lächerlich zu machen. Seine Frau behandelte ihn wie ein faules Ei, aber auch das schien ihm noch nicht recht genug. Seiner Würde und Bedeutung angemessen, wollte er behandelt werden. Die Frau erzählte unterdessen in ihrer Verwandtschaft, welch Unglück ihrem Hause zugestoßen sei, nun, da die Stadt ausgerechnet Martin Stangelhuber zum großen Manne gemacht habe und weinte fast, als sie sagte, wenns nicht anders werde, müsse sie sich von ihrem Manne scheiden lassen, sie ertrüge dies Leben nicht länger an seiner Seite.

Das war nun freilich schlimm.

Aber es sollte noch schlimmer kommen.

Einige Tage darauf berief Martin Stangelhuber den Familienrat ein, um über seine nächsten öffentliche Schritte, die ja nun Familienangelegenheit geworden waren, zu beraten. Schade nur, daß der witzige Onkel Max fehlte. Dem wäre es vielleicht noch geglückt, die Situation zu retten, denn die anderen waren zu schwerfällig dazu.

Man versammelte sich also in Martin Stangelhubers Haus zum hohen Rate, Tanten und Onkel, Brüder und Schwestern, Nichten und Vettern, Schwagersleute und Großeltern. Noch niemals war der Kreis so beisammen gewesen und dies allein wirkte auf manche Anwesende. Der Hausherr hatte in liebenswürdigster Weise auf jeden Platz die Zeitungen legen lassen, die sich mit seiner Person befaßt hatten, denn um seine Person gings ja. Die stand zur Debatte.

Nach dem Kaffee ergriff Martin Stangelhuber das Wort zu einer großen Rede. Er erzählte eindringlich von seinen Verdiensten um die Oeffentlichkeit, wies nach, welch hohe Ehre er allen seinen Verwandten gemacht und stellte nun die Frage, was weiter zu geschehen habe.

Großes Schweigen.

Endlich sagte der Großvater, der sich das Wort wohl leisten durfte: „Wir werden auf den nächsten Fünfziger in der Familie warten!"

Das war nun wohl auch der klügste Ausweg, allein damit war unser Stangelhuber nicht einverstanden. Er tadelte auch die Worte des Vaters und meinte, er hätte eigentlich da weniger mitzureden, weil er ja doch schon ganz der Welt und dem Leben entfremdet sei. Den Großvater ärgerte dies nicht. Er kaute lächelnd an seiner Pfeife und besah sich die Runde. Nervös rieb sich Stangelhuber die Hände. Es mußte doch etwas geschehen? Sollte er noch eine zweite Rede schwingen? Das ging doch wohl nicht an. Also fühlte er sich auf den Einwurf seines Bruders, es sei Zeit, daß man an das Bier gehe, veranlaßt, über Ziel und Zweck der heutigen Zusammenkunft der gesamten Verwandtschaft zu sprechen. Er sprach nicht schön, aber er sprach laut. Die Gardinen wogten am Fenster.

Doch auch damit hatte er keinen brausenden Erfolg. Die Tante meinte, es sei dies doch eigentlich eine Angelegenheit der Männer und sie ziehe es vor, noch einen Kaffee zu trinken und zuzuhören, was die Mannsbilder aushecken würden. Es meldete sich niemand zum Wort. Der Skatonkel hob an, Witze zu erzählen, was ihm Stangelhuber streng verwies, da es nicht angehe, eine solch' ernste Angelegenheit mit Witzen zu verunglimpfen. Der Bruder schrie nach Bier.

Also mußten die Flaschen auffahren. Vielleicht kommt dann die Stimmung, dachte Martin Stangelhuber, und hieß tapfer zutrinken. Und sie kam. Man leerte Flasche auf Flasche und ließ den Martin Stangelhuber hochleben. Der Skatonkel meinte, Martin Stangelhuber müßte eigentlich bei der nächsten Wahl zum Bürgermeister gemacht werden, der Bruder schlug vor, ein Komitee zu gründen, das sich mit der Verehrung Stangelhubers befasse, bedang sich aber aus, mindestens einmal im Monat eine gemütliche Zusammenkunft auf Kosten Martins.

Martin Stangelhuber fühlte sich stark den Bauch gepinselt, wie er von dem Bürgermeister hörte und trank dem Onkel begeistert zu. Von dem Komitee sah er ab. Er kannte seinen Bruder zu gut. —

Man trank und trank.

Da kam auch die Tante auf eine gute Idee und meinte, man sollte doch eigentlich den Martin in den Landtag schicken, das wäre die beste Ausnützung seines Rates und seiner Lebenserfahrung.

Stangelhuber horchte hoch auf.

Man trank und trank.

Besorgt sah die Hausfrau der gefährlichen Stimmung zu und behielt von allen allein einen nüchternen Kopf, weil sie nichts trank.

Der alte Großvater klopfte endlich bedächtig seine Pfeife aus und sagte, die geeignete Stelle für den Martin sei allein der Reichstag.

Martin Stangelhuber verlor seine Selbstbeherrschung. Er ließ sein Bierglas fallen und setzte sich neben seinen Stuhl auf die Erde. Das löste allgemeines Gelächter aus.

Jetzt begann der Onkel zu reden. Er verulkte den Martin auf eine Weise, daß diesem endlich, von den Rippenstößen seiner Frau unterstützt, ein Seifensieder aufging und er scharf über den Onkel herzog, so daß dieser seinen Hut nahm, den Martin Stangelhuber einen Narren schalt und das Haus verließ.

Tiefes Schweigen folgte dieser Szene.

(Fortsetzung folgt).

Literatur

Die Frauentypen in Heinrich von Kleists Dichtungen.

Zu seinem 150. Geburtstag am 18. Oktober.

Heinrich von Kleist, der tragische Dichter, der selber eine so tragische Persönlichkeit war, der Sohn einer kranken Zeit, krank und zwiespältig, ist, nachdem er lange von seiner Mitwelt und nächsten Nachwelt verkannt gewesen, ein Liebling unserer Zeit geworden, unserer auch kranken, zwiespältigen Zeit, die ihm wohl das richtige Verständnis entgegen zu bringen vermag. Scheinen auch einige seiner Dramen veraltet oder nicht ganz zeitgemäß, so ist es doch im „Käthchen von Heilbronn" sowohl wie in der „Familie Schroffenstein" und in der „Penthesilea", diesen drei überromantischen Dramen, immer die weibliche Heldengestalt, die jenen noch heute auf der Bühne das Lebensrecht erhalten hat und die Hörer fesseln kann. Penthesilea erlebte vor Jahren, bei Kleists 100. Todestag 1911, mehrere sehr wirkungsvolle Aufführungen an Berliner Bühnen. Dabei mutete freilich die Gestalt der Amazonenkönigin, wie die ganze Begebenheit beinahe an, als habe Kleist, der ja hellseherisch veranlagt war, im Voraus eine Satire auf die Frauenemanzipation schreiben wollen. Die Amazonen, diese unternehmungslustigen, kecken, selbstsicheren Mannweiber, die dennoch den Mann nicht entbehren können, die sich vor dem „Sitzenbleiben" schützen, indem sie sich einfach auf dem Kriegswege ihre Männer „rauben" und, wenn sie „ihn" dann nicht mehr brauchen, ihn „sitzen" lassen, fortschicken oder sich seiner gewalttätig entledigen, sind mit einer gewissen männlich-überlegenen Ironie gezeichnet, trotz der grauenhaft-tragischen Handlung. Ueberhaupt zeigt sich auch, daß Kleist nicht recht an starkgeistige Frauen glaubte. Sein Frauenideal ist das in Hingabe zerschmelzende „Käthchen", das im Geliebten seinen „hohen Herrn" sieht, die sanfte, kindliche, reizende Agnes in den „Schroffensteins", ein Seitenstück zu Shakespeares „Julia". Liebe ist ihm die Bestimmung, das Schicksal der Frau.

So sehen wir denn bei Kleist sich zwei Frauentypen gegenüberstehen. Eben das Käthchen, mit einer Abweichung bei der klaren, seelisch gesunden Agnes, und die Penthesilea, das stolze, heldischen Einschlag zeigende Weib, halb noch Barbarin. — Thusnelda ist der Amazonenkönigin im Wesen verwandt. Grausamkeit, wo sie sich getäuscht, in ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit verletzt glaubt, und daneben das echt weibliche Bedürfnis nach Hingabe und Unterordnung; neben dem Trieb, als Herrscherin wenigstens zu scheinen. Gerade bei Thusnelda hat man, genau wie bei Penthesilea, die Empfindung, als mache sich Kleist's männliche Ueberheblichkeit heimlich lustig über starkseinwollende Frauen, und zeige diese absichtlich in einer fast krassen, ans Lächerliche grenzenden Schwachheit. Vielleicht aber hat der Dichter trotz aller Ueberzeichnung des Frauencharakters nicht ganz Unrecht. — Die moderne Frau mit Bubikopf und ans „Männische" streifender Kleidung und Lebenshaltung kann bei alledem doch ihre weiblichen Sehnsüchte und Naturtriebe schwer verleugnen, und die äußerlich am meisten „vermännlicht" scheinen, sind oft gerade innerlich ausschließlich „Weibchen".

Doch zeigt die Kleist'sche Dichtung neben jenen beiden meist übersteigert gezeichneten Typen noch einen dritten, den der normalen, gesund empfindenden Frau, die mit beiden Füßen fest auf der Erde steht. Mütterlichkeit zeigt die „Kurfürstin" sowohl wie Natalie in seinem reifsten Werke „Prinz Friedrich von Homburg". — Vielleicht schwebte ihm bei letzterer das Bild der Königin Luise vor, der er in zarten Versen seine Huldigung brachte:

„Bedenk ich, wie in jenen Schreckenstagen still deine Brust verschlossen, was sie litt, wie du das Unglück mit der Grazie Tritt auf jungen Schultern herrlich hast getragen — — —".

Das Weib des „Michael Kohlhaas", die Frauen im „Zerbrochenen Krug" sind ohne Ueberspannung geschaut und wiedergegeben. Aber sie treten entweder zu wenig hervor, oder man hat das Gefühl, als fessele den Dichter solche „Normalfrau" wenig. Zwiespältig, wie sein eigen Wesen war, mit einem Zug zum Metaphysischen, Geheimnisvollen, mit der Neigung, sich durch dunkle Mächte treiben zu lassen und einem Mangel an Willensstärke, liebt und bewundert er am Weibe das Dämonisch-Starke, und im Gegensatz dazu gleichzeitig das ganz sich Hingebende, Schutzbedürftig-Schwache. Weil er diesem gegenüber wohl sich selber überlegen und stark fühlen konnte. Wie er selber der kranke Sohn einer kranken Zeit war, tragen seine Gestalten, auch die der Frauen, einen mehr oder minder angekränkelten Zug. Der aber gerade bildet den poetischen Reiz. Erziehliche Vorbilder jedoch können uns die wenigsten der Kleistschen Frauengestalten sein.

Der Gallustag. Das Kloster St. Gallen in der Schweiz, das sein bleibendes literarisches Denkmal durch Scheffels Ekkehard erhalten hat, wurde vom heiligen Gallus gegründet, dessen Gedächtnistag die Kirche am 16. Oktober feiert. Er stammt aus Irland, kam gegen Ende des 6. Jahrhunderts nach Gallien und ging mit dem heiligen Columbanus, dem Apostel der Alemannen, durch Alamannien, Burgund und Franken. Nachher zog er sich als Einsiedler in die Schweiz zurück und errichtet sich dort in einer unwirtlichen wilden Gegend eine einfache Einsiedlerzelle, die Galluszelle. In dieser Einsiedelei soll ihm der Sage nach ein Bär Hilfsdienste geleistet haben, indem er Holz zum Feueranmachen heranschleppte. Die Einsiedelei entstand in den Jahren 612 bis 613, und aus ihr wuchs später das Kloster Sankt Gallen empor, das im deutschen Geistesleben eine große Bedeutung gewann. Auch das Kloster, dem bald große Ländereien zufielen und das eine Zeitlang dem Papst unmittelbar unterstand, hatte oft unter Kriegen und Plünderungen zu leiden, aber es überwand alle schlimmen Zeiten und war bis zum Ausgang des 11. Jahrhunderts eine Kulturstätte, von der viel Segen ausging. Je mehr Sankt Gallen an Bedeutung zunahm, desto stärker wurde auch der Drang der Mönche, sich in künstlerischen und wissenschaftlichen Dingen, in der Baukunst, im Kirchengesang, in der Musik, in der Literatur hervorzutun. Im Kloster des heiligen Gallus wurde mancher Grundstein zum Aufbau der deutschen Sprache gelegt, und die Hörigen dieses Klosters galten als sehr geschickte Handwerker. Der heilige Gallus starb am 16. Oktober 646 oder 650. Seine Gebeine ruhen in der Klosterkirche von Sankt Gallen.

Deutscher Schriftstellertag.

Kürzlich hielt der Deutsche Schriftstellerverband seine Tagung in Elberfeld ab. Neben anderen Schriftstellern behandelte Dr. Walter Bloem als Thema die Aufgabe der freien Schriftsteller in der Krise der deutschen Gegenwart, als die er den Kampf gegen die Ungeistigkeit des neunzehnten Jahrhunderts hinstellte. Dichter und Geist hätten die Führerrolle widerstandslos an Materialismus, an Maschine und Sport abgegeben. Idealismus habe dagegen die Freiheitskriege durchfochten und die Reichseinheit erschaffen. Jetzt sei nur Rettung durch Anerkennung des Geistes. Die Schriftsteller müßten die Wegbereiter sein, denn es handele es sich um eine Angelegenheit des ganzen Volkes und dieses müsse seine Saiten zum Widerklang stimmen. Es müßten neue Wege und ein neuer allmenschlicher Typus gefunden werden. Von seiner dreizehnmonatlichen Weltumsegelung brachte Bloem die Lehre mit, daß überall Nationalismus herrsche. Die Saat der Entente, das Selbstbestimmungsrecht der Völker trage starke, ungewollte Frucht; rund um den Erdball wolle jedes Volk sein Selbst forcieren. Lim Boen Keng, ein chinesischer Weiser, von tausendjähriger Familientradition, Rektor der Universität Amog habe ihm als Botschaft des Ostens gesagt: Die Menschheit ist eine große Botschaft verschiedenartiger Brüder. Es gehe nicht um den Untergang des Abendlandes, es gehe um den Untergang aller alten Kulturen. In China würden die Tempel abgetragen, Kunstwerke von Jahrtausenden, weil sie der Volksaufklärung hinderlich seien. Alle Religionen stürben. Das alte Leben zerfalle in Atome, wie auch die Ferne lehre. Wirtschaft und Technik egalisierten die Erde, und doch: Was nützt es Dir, so Du die ganze Welt gewonnen,. Du hast ja Schaden genommen an Deiner Seele. Diese Seele wieder aufzubauen, sei eine Aufgabe aller Völker.

Neue Bücher

Die bekannte Dichterin Marga von Rentzel, deren Gedichtbuchband „Traum und Tat" eine so große Begeisterung in deutschempfindenden Kreisen auslöste,. bietet in ihrem neuesten Werk „Heiliges Deutschland" (Verlag Zillessen, Berlin SW 19, Wallstraße 17—18) Bilder aus der deutschen Vergangenheit, gesehen durch ein starkes Temperament. Sie läßt die Gestalten deutscher Geschichte blutwarm und lebensprühend vor unseren Augen erstehen. Der fortreißende Schwung ihrer knappen und doch reichen Sprache,. die sichere Technik und das blühende Kolorit der Zeichnung geben den Skizzen einen ganz besonderen, lange nachwirkenden Reiz. Im Untergrunde aller Erzählungen spürt man die heiße Liebe zu deutscher Art und Wesenheit, die impulswarme Teilnahme an allen Wirren und Kämpfen deutschen Schicksals, an der bunten Vielseitigkeit, an der gerade die deutsche Geschichte so reich ist. Heldisches Erleben und stillverschwiegenes Frauenleid, Liebesglück und Entsagung, alle seelischen Erhebungen und Erschütterungen steigen auf in buntem Reigen der Ereignisse und Geschicke, die die Verfasserin mit sicherer Hand und klingender Sprache in diesem Buch aufgezeichnet hat.

Maria Dewitz.

Priesterromane haben von jeher eine seltsame Anziehungskraft ausgeübt. Die einen beugen sich mit ängstlicher Befürchtung, die anderen mit prickelnder Spannung über das Problem, das ein katholischer Priester der gläubigen und skeptischen Welt bietet — an sich schon; und doppelt, wenn zur Frage steht: die Freundschaft des ehelosen Priesters mit einem gereiften Frauenwesen. Wenn der umfangreiche Priesterroman von Henriette Brey „Der Heidevikar" (Verlag J. P. Bachem, Köln); in kurzer Zeit mehrere starke Auflagen erleben konnte und jetzt in 8. Auflage vorliegt, so darf man von einem außergewöhnlich bedeutenden Werke sprechen. Und das ist es! Wie Henriette Brey, die berühmte Verfasserin zahlloser Werke, dieses Problem anpackt und es in Wechselbeziehung mit der Vielgestalt des Lebens und der Kleinwelt dörflicher Enge sich spiegeln und auswirken läßt, das offenbart subtilste Kunst. Und die Heide duftet und blüht mit wundersamem Zauber hinein in das Ringen zweier Menschen mit sich selbst und der feindlichen Umwelt. Henriette Brey's entzückende Heideschilderungen sind schon viel bewundert, worden. Sie sind denen der Droste zur Seite zu stellen. Erschütternd, voll künstlerischen und seelischen Gewinns läßt man das Buch aus der Hand sinken — und legt es in Greifnähe, um es immer wieder zu lesen.

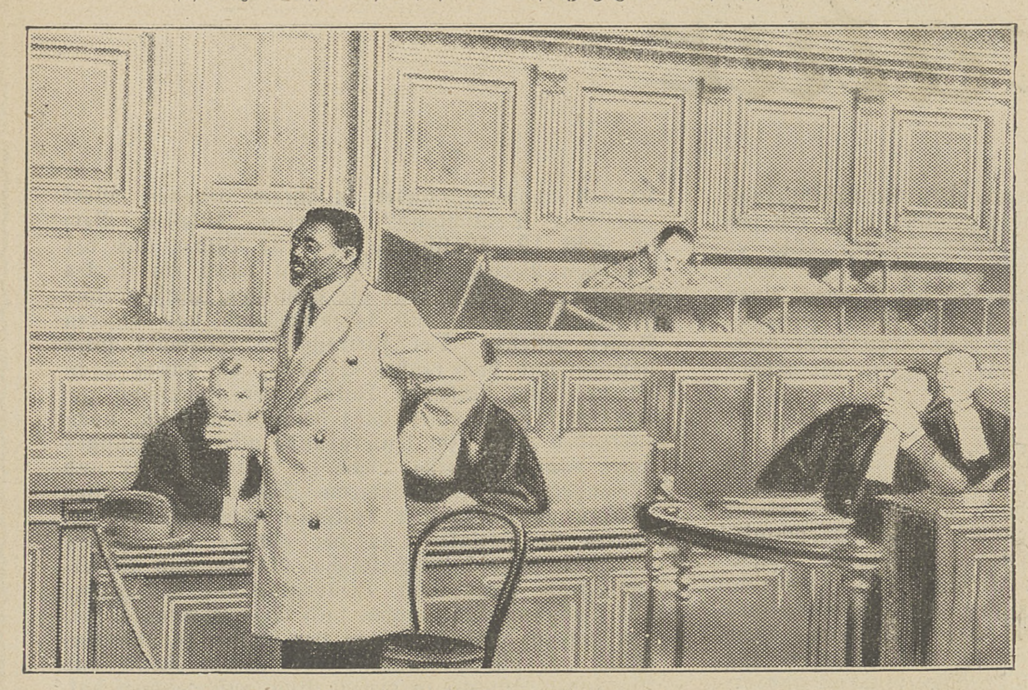
M. Z.

Grete von Urbanitzky, deren letztes Werk der in Amsterdam des 17. Jahrhunderts spielende Roman „Mirjams Sohn" einen ungewöhnlichen Erfolg bei Publikum und Presse erzielte, hat soeben einen neuen Roman „Der wilde Garten" vollendet, der mit großer Kühnheit das Problem der weiblichen Pubertät behandelt. Das interessante Werk wird in diesem Herbste im Verlage Hesse & Becker, Leipzig, erscheinen.

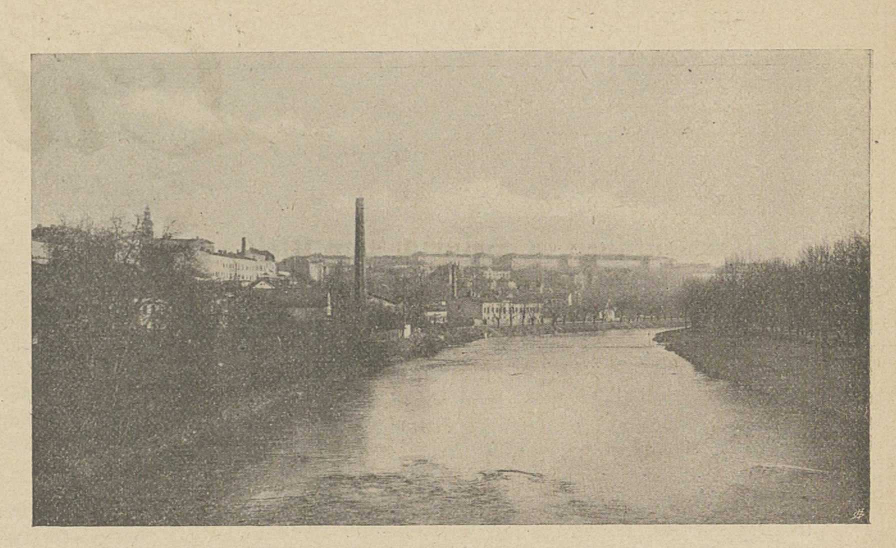
Der längste Satz der Welt. Eine französische Zeitschrift hat vor einiger Zeit eine Rundfrage veranstaltet, welches der längste Satz der Welt sei. Das Ergebnis? Es gibt zahlreiche Sätze in der Weltliteratur, die mehr als dreihundert Wörter haben. Descartes schrieb in seinem „Gespräch über die Methode" einen Satz mit 422 Wörtern. Lavedan einen mit 433 Wörtern. Jean Giraudox, ein moderner Autor, hat ein Satzungetüm mit 611 Wörtern gebaut. Den Vogel aber schießt ohne Zweifel Charles Péguy ab, der in seinem Werk „Notre Patrie" einen Satz stehen hat, der nicht weniger als 411 Zeilen lang ist und von Seite 13 bis Seite 31 des Buches reicht!

Die Schwierigkeiten aufstrebender Autoren sind in allen Ländern die gleichen. Nun wird aus Warschau gemeldet, daß dort eine Anzahl polnischer Autoren zur Selbsthilfe gegriffen haben und die zur Zeit bestehende Krise im Buchhandel dadurch zu umgehen, versuchen, daß sie ihre Werke grundsätzlich im Selbstverlag herausgeben. Es soll eine Gesellschaft gegründet werden, in die nur Dichter und Schriftsteller aufgenommen und in der Gewinne und Verluste unter die Gesellschafter verteilt werden sollen.

Die schwarze Rasse wehrt sich mit Erfolg gegen europäische Korruption.

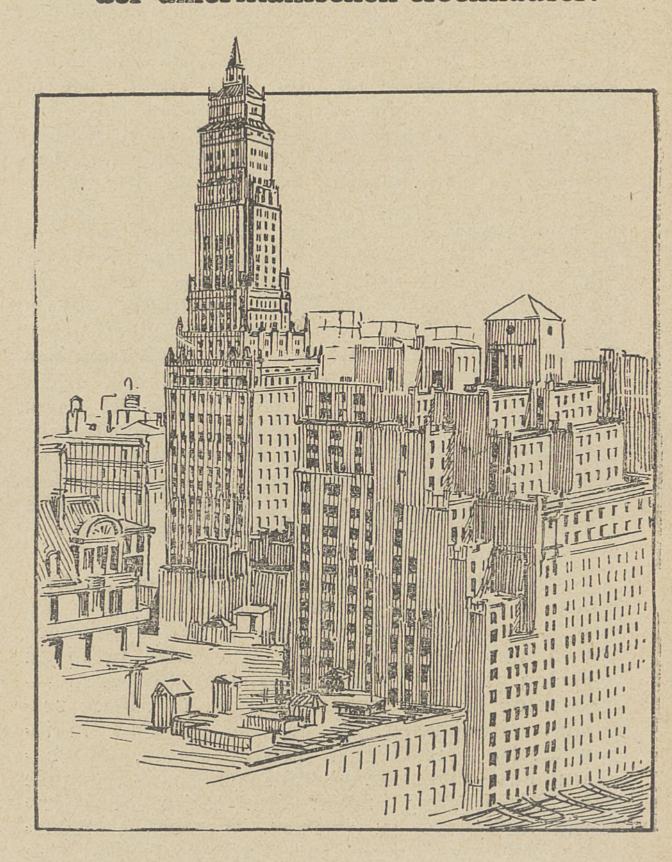


Der Neger-Deputierte stürzt den französischen Senegal-Gouverneur: Vor dem Pariser Schwurgericht wickelte sich ein Beleidigungsprozeß ab, der einen unheueren Kolonialskandal aufdeckte. Der Neger-Deputierte Diagne hatte dem ehemaligen Generalverwalter der Kolonie Senegal vorgeworfen, daß dieser 30% von den Baukosten einer Moschee eingesteckt habe. Diagne konnte den Wahrheitsbeweis vor dem Pariser Schwurgericht antreten und wurde freigesprochen.



Stadtansicht an der Olsa.

Der neue Terrassenstil der amerikanischen Hochhäuser.

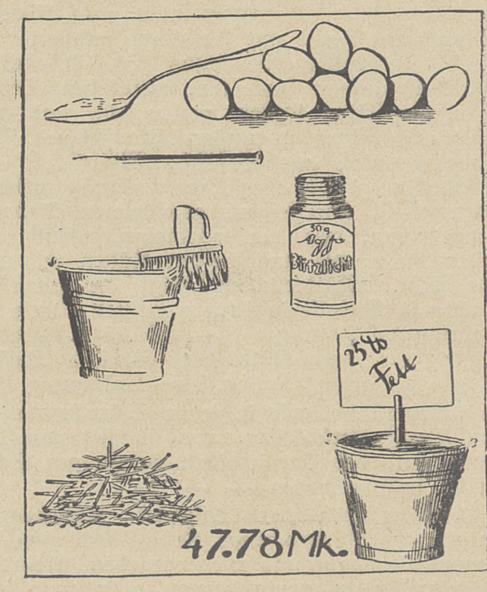


Das Rätsel von Konnersreuth.



Therese Neumann, „Das Rätsel von Konnersreuth“, steht seit Wochen im Mittelpunkt des Interesses. Selbst die Mißtrauischsten und Skeptischsten verstummen vor der Tiefe der Religiosität, die sich hier in gewissem Sinne zu einem Wunder verdichtet hat. Nicht nur die Kirche, sondern auch die Wissenschaft hat sich vielfach mit diesem Rätsel beschäftigt, ohne eine Lösung gefunden zu haben. Unser Bild zeigt Therese Neumann in ihrem schlichten Heim. (Die Zeichnung stammt von dem bekannten Münchener Kunstmaler Hans Steiner.)

Was ist ein Mensch wert?



1. Einen Teelöffel Streuzucker und Salz . . . = 0.02 Mk.
2. Eiweiß von 10 mal 10 Eiern . . . . = 13.— Mk.
3. 5 g Eisen . . . . = 0.01 Mk.
4. Kalk genug, um einen Hühnerstall zu weißen = 0.05 Mk.
5. Magnesium für 10 Blitzlichtaufnahmen . . = 3.— Mk.
6. 800 g Phosphor, genügend, um 2200 Streichhölzer mit Köpfen zu versehen . . . . . = 6.70 Mk.
7. Einen Eimer voll Fett . . . . = 25.— Mk.

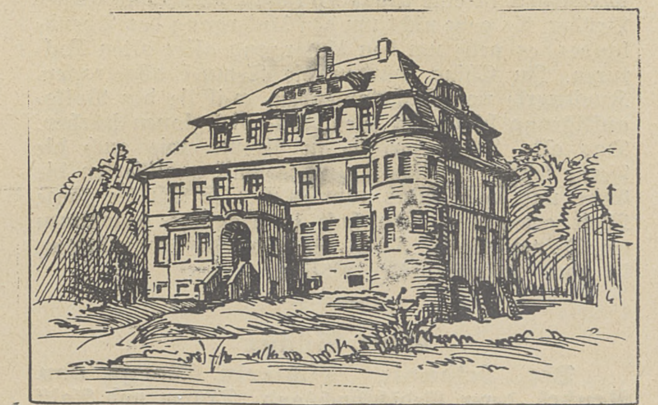
47.78 Mk.

In der Hafenstadt des antiken Rom.



Der neue Lord-Mayor von London, Sir Rowland Blades, und seine Zwillingstöchter besichtigen die Ausgrabungen von Ostia, der früheren Hafenstadt des antiken Rom.

Eine neue Jugendherberge im Münsterland.



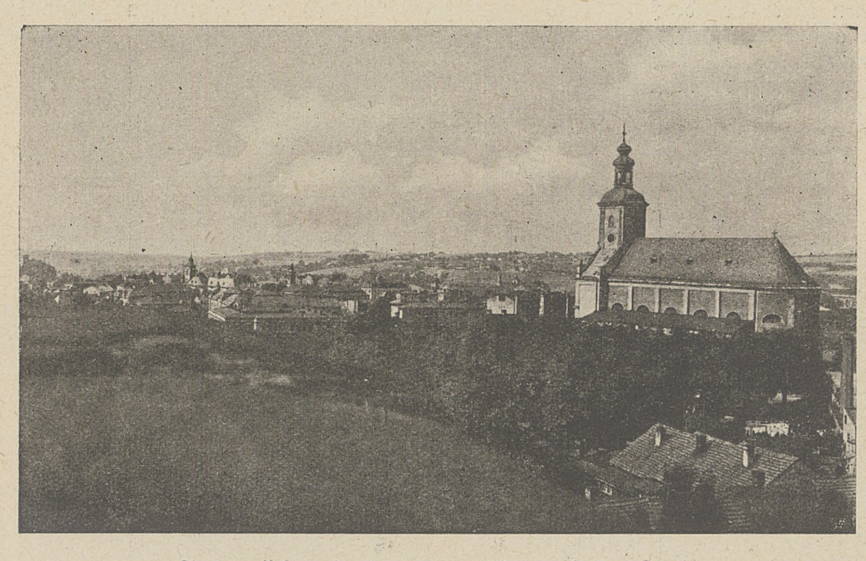
Die in den Baumbergen an der Straße Norttulln—Javixbeck schön gelegene Herberge ist jetzt eröffnet worden.

Teschen

Die Legende der Stadt.

Teschen, am Fuße der Beskiden, umgeben von grünen Gärten und Parkanlagen, gehört zu den ältesten Städten Polens. Das erstemal hören wir seinen Namen im Jahre 1155, in welchem Jahre der Ort als Burggrafschaft im Dokumente des Papstes Hadrian IV. genannt wird, durch welches er die Besitztümer des Breslauer Bistums bestätigte. Es unterliegt keinem Zweifel, daß dieses Kastell schon zu Zeiten Bolesław, des Tapferen, existierte. Die Sage gibt das Jahr 810 als Gründungsjahr der Stadt an, obwohl sich dieses Datum auf kein historisches Dokument stützt. Trotzdem wurde diese Sage in der polnischen, lateinischen und deutschen Sprache auf dem Bruderborn verewigt, welcher in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts entstand. Der deutsche Text auf dem Bruderborn (Bruderbrunnen) lautet: Im Jahre 810 wurde angeblich die Stadt Teschen von den drei Söhnen des polnischen Königs Leszek III. gegründet. Die drei Brüder, die Fürsten Bolko, Leszko und Cieszko, trafen sich nach längerer Wanderung bei dieser Quelle und vor Freude erbauten sie zur Erinnerung eine Stadt, welche den Namen Teschen erhielt.

Es ist anzunehmen, daß sich die erste Siedlung auf dem Schloßberge befand und eine Burg bildete, um die sich die Stadt auszubreiten begann, welche bald eine Vorstadt besaß. Davon erwähnt das Dokument vom Jahre 1223, welches angibt, daß von einer ganzen Reihe von Orten des Fürstentums Teschen und auch von seiner Vorstadt Frondienst für das weibliche Kloster in Rybnik geleistet wurde. In diesem Dokumente ist auch von der Kirche des heil. Nikolaus in Teschen die Rede, welche, wie die Sage angibt, früher eine heidnische Kapelle war.



Stadtansicht mit der evangelischen Jesus-Kirche.



Das Teschner Schloß am Piastenberg.

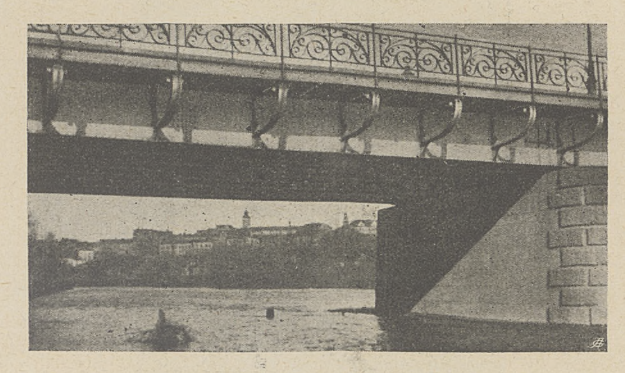
Die Stadt Teschen und ihre Umgebung gehörte bis zum Jahre 1163 zu Polen. Dann kam sie zuerst zu dem Fürstentum Ratibor, welches bei der Teilung des Oppeln'schen Schlesiens entstand, als Mieszko, der Sohn Ladislaus II., seinen Titel eines Fürsten von Ratibor, auf den eines Fürsten von Oppeln umwandelte. Im Jahre 1290 wurde die Teilung des Fürstentums Oppeln zwischen den drei Söhnen Ladislaus II. durchgeführt. Mieszko erhielt das Teschner und Oswięcimer Gebiet, welches nach seinem Tode im Jahre 1316 unter seine Söhne geteilt wurde. Kasimir I. erhielt das Teschner Gebiet, Ladislaus das Oswięcimer Gebiet. — Die Piastenfürsten standen durch 363 Jahre an der Spitze des Landes und teilten dessen Los. Sie besaßen dieses Fürstentum als Erblehen und erkannten den tschechischen König als ihren Lehensherrn an. — Aus dieser Zeit stammt angeblich das Fürstenschloß, von welchem der Piastenturm und die altertümliche Kapelle noch besteht.

Vom Jahre 1477 bis zum Jahre 1528 regierte Kasimir II., welcher der Stadt zwei Häuser und den Platz, auf welchem das Rathaus stand, abtrat. Der Fürst gestattete der Stadt den Verkauf von Wein, damit dieselbe das Ummauern beenden könne, und zwang einige Dörfer zum Weinkauf in Teschen. Er bestätigte der Stadt die Früheren Vorrechte, dafür schenkte ihm die Stadt alle Schulden und zahlte ihm noch zu. Auf diese Weise bekam die Stadt die Erlaubnis zum Prägen der Münzen, was bisher nur den Fürsten zukam.



Das Teschner Stadtwappen.

Wenzel II. (1540—1579) führte die Reformation im Fürstentum durch, so daß Teschen fast ganz protestantisch wurde. Sein Sohn, Adam Wenzel (1595—1617) wurde wieder Katholik. — Mit dem Tode Friedrich Wilhelms (1617—1625), dem Sohn Adam Wenzels, erlosch die Dynastie der Teschner Piasten, und das Fürstentum kam wieder zur tschechischen Krone, d. h. zu den Habsburgern, an. Da erhob die Schwester Friedrich Wilhelms, Elisabeth, Ansprüche auf dieses Besitztum. Nach langen Verhandlungen übernahm sie die Regierung. Nach ihrem Tode kam das Fürstentum ganz in die Hände der Habsburger.



Die Olsabrücke (Stadtansicht.)

Die Habsburger unternahmen eine Gegenreformation, so daß Teschner Schlesien fast ganz katholisch wurde. Maria Theresia kaufte Teschen Josef II. ab, und übergab es (1766) ihrer Tochter Christine, der Frau des sächsischen Fürsten Albert, welcher sich als polnischer und litauischer Fürst fühlte und das Wappen Polens annahm. Teschen war damals der Mittelpunkt der Zusammenkünfte von Diplomaten. Die letzten Besitzer dieses vereinigten Fürstentums waren Albrecht und Friedrich. —

Die Stadt war zuerst aus Holz erbaut worden, aber nach großen Bränden im Jahre 1552, 1720, und 1789, mehrten sich immer mehr die gemauerten Häuser. Anfangs befanden sich längs der Straßen Holzlauben, die man noch in der jüngsten Zeit in Jablunkau sehen konnte, aber nach dem Brande im Jahre 1552 wurden gemauerte Lauben erbaut, welche bis heute am Ring und in der Tiefengasse bestehen.

Die Stadt war in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Wällen und später wieder von einer Mauer und einem tiefen Graben umgeben, deren Spuren noch bis zum heutigen Tage verblieben sind. Es gab drei große Tore u. zw. das „Hohe Tor", das „Freistadts-Tor", und das „Wasser-Tor"., Das erste Tor befand sich an der Ecke des Hotels „Zum Goldenen Ochsen", das zweite bei der Freistadts-Vorstadt und das dritte vor der Hauptbrücke über die Olsa. Außerdem waren noch zwei kleine Tore vorhanden u. zw.: das „Mühltor" bei der großen Mühle, und das „Kloster-Tor", welches vom Ring zum Kloster der Barmherzigen Brüder führte.

Von den katholischen Kirchen ist ohne Zweifel die Burgkapelle die älteste. Die Dominikanerkirche stammt angeblich aus dem 13. Jahrhundert. Von der früheren Pracht blieb das gothische Portal und eine Figur eines tschechischen Piasten erhalten, welche letztere sich beim großen Altar befindet. In den unterirdischen Gängen der Kirche ruhen die Piastenfürsten. Im Jahre 1789 brannte die Kirche ab und wurde im jetzigem Stil renoviert. Die Kirche des heil. Georg auf dem alten Friedhofe der Freistadts-Vorstadt, stammt angeblich aus der I. Hälfte des 15. Jahrhunderts und war bis zum Jahre 1882 mit dem Spital für arme Bürger verbunden. Die Kirche des heil. Kreuzes stammt aus dem 17. Jahrhundert, wurde aber im Jahre 1926 gründlich renoviert. Außerhalb der Stadtmauern wurde die Kirche der heil. Dreifaltigkeit zuerst aus Holz und dann aus Ziegel gebaut. Der Marschall des Fürstentums Teschen, Adam Borek, verschrieb im Testament seine Güter dem Kloster der Barmherzigen Brüder, welche im Jahre 1700 aus diesen Mitteln ein Kloster und eine Kirche erbauten. Die Elisabethinerinnen errichteten im Jahre 1754 am Ring eine Kapelle und ein Kloster samt Spital, und übersiedelten im Jahre 1903 in die Feldgasse in das neue Kloster. Das Kloster der Borromäerinnen sowie die Kapelle entstanden im Jahre 1877. Die Schwestern beschäftigen sich mit der Erziehung der Mädchen. Die evang. Kirche stammt aus dem Jahre 1710. Die Synagoge wurde im Jahre 1838 erbaut und im Jahre 1878 renoviert.

———

Teschen

Die malerische Lage der Stadt.

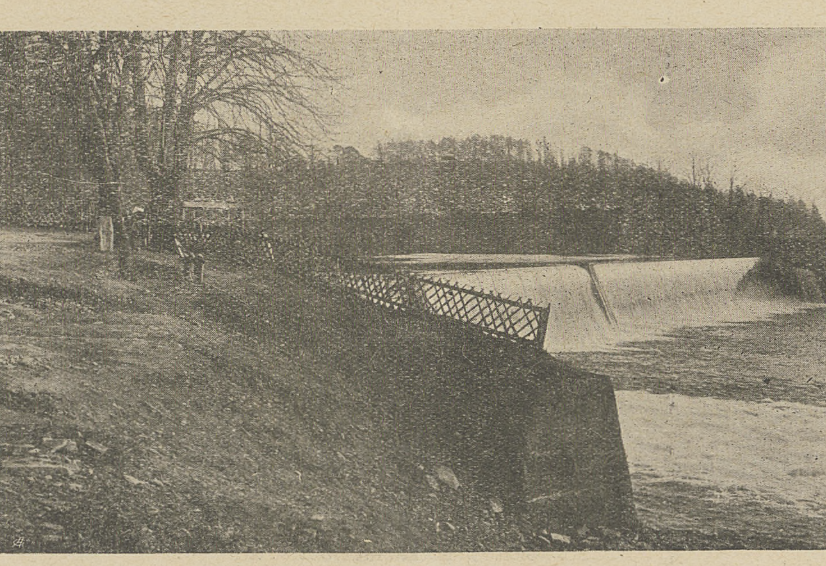
Die außerordentlich malerisch gelegene Stadt Teschen wird durch den Fluß Olsa geteilt, welcher die Grenze zwischen Polen und der Tschechoslowakei bildet. Der am rechten Ufer der Olsa gelegene Teil der Stadt heißt Teschen, jener am linken Ufer Tschechisch-Teschen. Der polnische Teil Teschens erhebt sich amphitheatralisch, vom Schloß bis zum Hügel, auf welchem sich die durch ihre Lage imponierenden Kasernen befinden. Teschen besitzt schöne schattige Spazierwege und gut gepflegte Anlagen. Vor allem ist hier der Schloßberg mit dem altertümlichen Piastenturm und die noch ältere Kapelle, welche der schönste Park umgibt, zu erwähnen. Hier hat man herrlichen Ausblick: nach der einen Seite auf die schlesischen Beskiden und nach der anderen auf die silberklare Olsa, welche in nordwestlicher Richtung fließt. Wer noch ein größeres Aussichtsfeld wünscht, erhält Zutritt auf den Piastenturm, von wo aus man einen herrlichen Rundblick nach allen Richtungen genießen kann. Nicht weniger erfreulich für Auge und Herz ist der Anblick auf Berge und Dörfer auf der tschechoslowakischen Seite, von der sogenannten „Blogischen Kapelle“ aus,, welche hinter den Kasernen liegt. Mit diesem Ausblick wetteifert noch ein anderer von einer am Wege nach Mnisztwo gelegenen Kapelle aus. Von diesem Punkte aus erschließt sich in seiner ganzen Pracht der Ausblick: im Westen nicht nur auf die höchste Erhebung der Schlesischen Berge, auf die Lissa-Góra (1315 m.), sondern weiter auf Godula, Ropica und Jaworzo und

Winterstimmung im Teschner Wald.

Der Piastenturm.

auch auf die Berge, die schon in Mähren liegen: Andrzejnik und Radhost. Im Osten macht auf den Ausblickenden die große und kleine Czantory Eindruck. Man sieht auch die Równica und die Berge, die sich um Bielitz erheben. Den am rechten Ufer der Olsa liegenden Hügel entlang ziehen sich schattige, in gutem Zustande befindliche Promenadenwege. Bekannt sind auch die Fußwege in der Richtung nach Boguszowice. Und wem das noch nicht genügt, dem stehen der Sikora-Park auf der tschechischen Seite, die Masarykallee und die Promenadenwege in Grabin zur Verfügung.

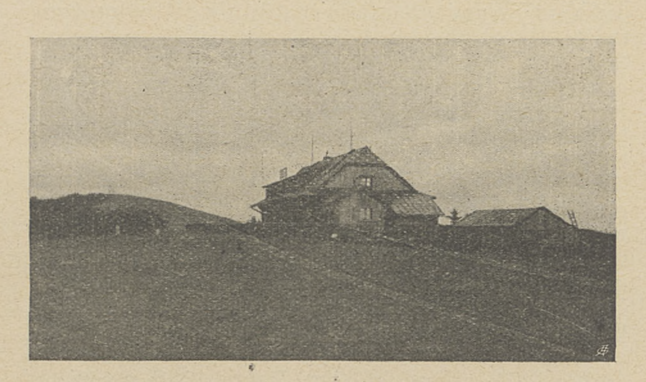
Von Teschen kann man Ausflüge der Bahn entlang nach Süden, Osten und Westen machen. Auf der polnischen Seite kann man auf der Strecke Teschen—Bielitz nach Lobnitz oder nach Bielitz kommen, von wo aus man (in Bielitz fährt man mit der Straßenbahn nach Kamitz oder Zigeunerwald) auf die Kamitzerplatte und auf den Klimczok wandert, auf welchen Bergen sich gut eingerichtete Schutzhäuser befinden. Vom kleinen Orte Ernsdorf führt ein Weg zum Schutzhaus auf der Blatnia, von wo aus ein Weg den Kamm entlang auf den Klimczok führt. Von Teschen über Golleschau kann man sich nach drei klimatischen Kurorten begeben: nach Ustron, Weichsel, und über den Berg Kubalonka nach „Istebna“. Von dem im Weichseltal gelegenen Ustron, welches Moorbäder besitzt, können die Touristen Ausflüge auf die Równica und auf die Czantory unternehmen. Auch hier finden sie gute Aufnahme in auf den Gipfeln gelegenen Schutzhäusern. Von Weichsel, welches binnen kurzer Zeit mit Ustron durch die Eisenbahn verbunden sein wird, kann man Ausflüge zur Quelle der Weichsel unternehmen, wo es auch zufriedenstellende Schutzhäuser gibt. Von Golleschau kann man auf der Berg Chelm wandern, von welchem die Sage erzählt, daß in ihm Krieger ruhen. Von Bażanowic gelangt man nach Dziengielowa, welches wegen seiner herrlichen Lage und der reinen Luft berühmt ist und auf den Berg „Tul“, der wegen vieler seltener, dort häufig vorkommender Blumen bekannt ist. Wer eine Touristenkarte der Tatra-Gesellschaft besitzt, oder wer sich einen besonderen Grenzübertrittsschein nach der Tschechoslowakei verschafft, kann Touristik betreiben und deren Freuden auf der anderen Seite der Grenze genießen. Er kann unter Benützung der Bahnstrecke Schlesisch-Teschen — Kojetyn, von Freistadt aus einen Ausflug auf den Radhost unternehmen, auf dessen Gipfel sich eine ganze Kolonie von Hotels und Schutzhäusern befindet. Von Friedland, oder von Ostrawic, Friedland-Bila, ist der Aufstieg zu der Lissa-Góra, von welcher aus man durch das Weiße-Kreuz, dem herrlichen Tale Lomny entlang, nach Jablunkau und auf die Ropica und Jaworowy wandern kann. Von Wojkowice-Bukowice oder von Gnojnik aus, gelangt man auf den Berg „Praszywa“, auf dessen Gipfel sich eine hölzerne Kirche des heiligen Antonius und ein gastfreundliches Schutzhaus befinden. Vom „Trzyciez“ oder „Gnojnik“ führt ein Weg auf den Berg „Godula“ und „Ropica“, von „Trzyciez“ oder „Trzyniec“, auf den Berg „Jaworowy“, von Jablunkau auf den Berg „Stozek“, „Kozubowa“ und nach „Istebna“, von der Lomna oder Mostów auf die „Połomica“ und auf den Berg „Girowa“. Auf allen diesen Bergen außer auf den Bergen Godula, Ropica, Kozulowa und Girowa findet man vorzügliche Restaurationen in gut eingerichteten Schutzhütten.



Das neue Wehr der Olsa.



Teschner Altstadt (Mühlgraben).



Das Schutzhaus auf der Czantory.



Ausblick auf Teschen von Norden.



Das Olsa-Tal.

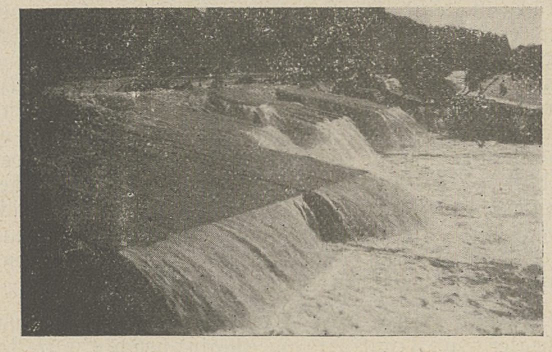
Teschen
als Sommeraufenthalt und Kurort.

Die Stadt Teschen liegt ungefähr 300 Meter über dem Meeresspiegel und besitzt ein Festlandsklima. Die Anzahl der Niederschläge ist mittel. Die durchschnittliche jährliche Temperatur beträgt 15° Celsius. Die Luft ist rein und frei von Staub Da der Verkehr nicht groß ist, kann man Teschen als eine stille Stadt bezeichnen. Von der Wasserscheide der Beskiden führt eine Wasserleitung vorzügliches Wasser der Stadt zu. Die Stadt Teschen besitzt gut eingerichtete Spitäler. Der gute Ruf des Teschner Landesspitals reicht weit über die Grenzen des Landes. Die Spitalseinrichtungen sind mustergültig. Operationssäle, Zimmer für Röntgen- und Quarzlampenbestrahlungen, für Heißluft- und Zander-Apparate usw. stehen zur Verfügung.



Parkpartie mit Steg.

Auch für die Bäder wurde in ausreichendem Maße gesorgt. Teschen besitzt Schwimmbassins, Sommer- und Luftbäderanstalten, größere Bäderanstalten, die mit Wannen-, Dampfbädern und Schwimmbassins ausgestattet sind. Man kann Kohlensäure- und Sauerstoff-Bäder von vorzüglicher Wirkung erhalten. Die Kohlensäurebäder erfreuen sich einer besonderen Beliebtheit. Außerdem ist noch die Möglichkeit von elektrischen Bädern gegeben.



Das große Olsawehr bei Hochwasser.

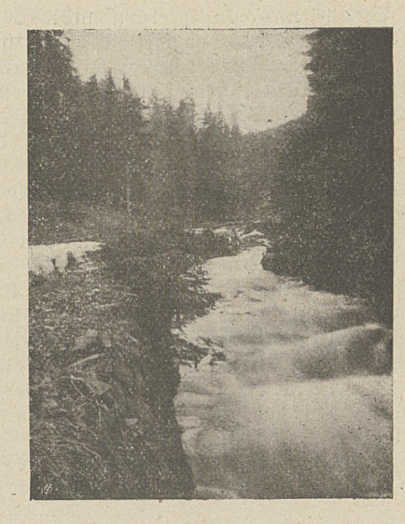
Man kann sagen, daß Teschen wegen seiner schönen Lage in der Nähe der Beskiden, dank seiner sanitären Einrichtungen, des gesunden Wassers, der guten Kanalisierung, sowie auch wegen der zufriedenstellenden Einrichtung seiner Badeanstalten alle Erfordernisse eines gesuchten Sommeraufenthalts- und Kurortes besitzt.

Teschen hat gut gehaltene Straßen und Plätze, bequeme, man kann sagen, vorzügliche Hotels, gute Restaurationen und Kaffeehäuser, ein Theater, Kino, elektrische und Gas-Beleuchtung usw. Teschen ist ein idealer Ort für den Aufenthalt im Sommer und im Winter und ist auch für Touristik und allerlei Sport ein anerkanntes Zentrum.



Am Fuße der Beskiden.

Auskünfte erteilt und Wohnungsvermittlung besorgt unentgeltlich das Fremdenverkehrsbüro, Hotel „Zum Braunen Hirschen", I., 8, 9, in Teschen.



Die Quelle der Weichsel.

Kulturelle- und humanitäre Anstalten.

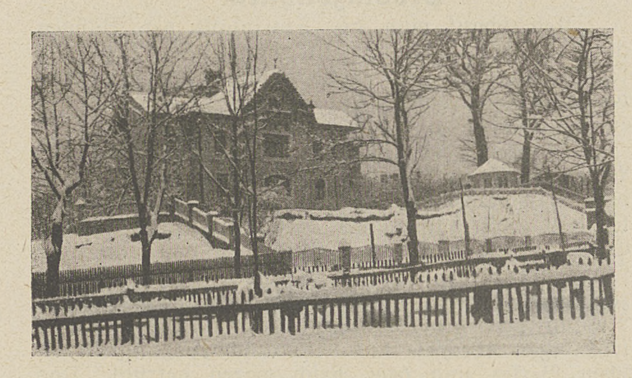
Die Stadt Teschen erfreut sich einiger Anstalten, die von der Kultur ihrer Einwohner zeugen. Seit mehr als hundert Jahren besitzt sie ein Museum, gegründet von Pfarrer Leopold Szersznik, welcher sich durch seine Verdienste ein bleibendes Denkmal in den Herzen seiner Mitbürger aufrichtete. Dieses Museum besitzt Keramik- und Münzensammlungen. Besonders aber imponiert es durch seine Bibliothek, welche ungefähr 12.000 Bände umfaßt. Sehenswürdig ist auch das Stadtmuseum, welches sich gegenwärtig im Schlosse befindet und noch in diesem Jahre werden reiche ethnographische Sammlungen des „Schlesischen Museums" vom Jahre 1906 überführt werden. Den Amateuren empfehlen wir auch den Besuch der privaten Sammlungen der Herren Konczakowski und Kopy.



Wegpartie beim städtischen Schwimmbad.



Steg im Stadtpark.



Aus dem Villenviertel

Außer Pfarrer Szersznik's Bibliothek befinden sich in Teschen noch andere Bibliotheken, wie die „Büchersammlung der Schuljugend" (die ehemalige Bibliothek der Volkslesehalle), die ungefähr 10.000 Bände zählt und die Bibliothek des Kraszewski, welche 15.000 Bände umfaßt und auch im Besitze der Schuljugend ist. Eine größere Bibliothek besitzt auch die evangelische Sammlung. Alle Lehranstalten besitzen Bibliotheken, welche viele geschätzte Werke und seltene Zeitschriften enthalten, über die älteste polnische Bibliothek verfügt die „Erbschaft des Jan Sarkander für das polnische Volk in Schlesien", welche für die Breslauer Theologen in Olmütz im Jahre 1845 vom Generalvikar Pfarrer Opolski gegründet wurde. Jetzt zählt sie 3.012 Bände.



Landschaft am Olsawehr.

Von den humanitären Anstalten sind drei Spitäler aufzuzählen, und zwar: das Schlesische Landesspital, das Spital der Schwestern Elisabeth und das Spital der barmherzigen Brüder, das Städtische Waisenhaus und neun Jugendfürsorgestellen, in welchen während der Ferienzeit Massenausflüge bequem untergebracht werden können.



Weiden im Park.

Theater

„Weck=End".

Die jüngste Erstaufführung im Bielitzer Stadttheater brachte ein mit einem recht flotten humoristischen Dialog ausgestattetes Werkchen „Week=end", das sich in ein dramatisches Mäntelchen hüllt und daraus die einzige Berechtigung, sich als „Theater" zu bezeichnen, ableitet. Kein Lustspiel, kein Schwank — aber kräftig, und einzig auf Erzielung von Lacherfolgen eingestellt.

Gespielt wurde ausgezeichnet — einmütige Anerkennung der Kritik. Und verdient. —

Die Spielpläne der deutschen Provinzbühnen.

Ueberschaut man die Spielpläne der Bühnen in Deutschland, dann stellt man zuerst fest, daß die Theaterleiter mit Unternehmungslust und Entdeckungsfreude daran sind, ihrem Programm ein eigenes Gesicht zu geben.

Während der letzten Jahre hatte es oft den Anschein, als würde das Eigenleben der Provinzbühnen schwächer und die Abhängigkeit von den künstlerischen Ereignissen der Reichshauptstadt stärker. Eigene Wege wurden — abgesehen von vier oder fünf Bühnen mit persönlicher Note — nur selten oder zögernd beschritten. Zahlreiche Spielpläne waren nur Auszug aus dem Winterprogramm Berlins. Die lebendigen Wechsel- und Austauschbeziehungen zwischen Berlin und dem Reich waren getrübt. Das Uebergewicht lag auf Berlin. Dieser Zustand scheint überwunden. Die Unterschiede treten wieder schärfer hervor.

Mit der Besserung der theaterwirtschaftlichen Lage und der Verminderung der Aufregung über die vermeintlichen gefährlichen Gegner Film, Radio und Sport klärt sich auch die künstlerische Situation. An die Stelle unsicherer und kurzatmiger Arbeit tritt Planmäßigkeit, Uebersichtlichkeit und Arbeit auf längere Sicht. Man baut wieder Spielpläne organisch auf, hält Umschau nach jungen Autoren und neuen Werken und gibt dem Programm ein frisches, lebendiges Gepräge. Ein erfreuliches Zeichen für die Gesundung des deutschen Theaters!

Die Provinz ist in erhöhtem Maße wesentlicher Ausgangspunkt für den Dramatiker. Zahlreiche große Ereignisse werden außerhalb von Berlin stattfinden, wie überhaupt die Spielpläne der Provinzbühnen im Zeichen des Neuen stehen.

Läßt man die mehr zweifelhaften Uraufführungen, die nur aus lokalen Gründen hier und dort stattfinden, unberücksichtigt, dann ergibt es sich, daß rund 75% aller Uraufführungen im Reich vor sich gehen werden. Es ist ein imponierendes Resultat, ein buntes und interessantes Bild künstlerischer Arbeit.

Außerdem wird aus dem Ueberblick ersichtlich, daß man langsam von der Unsitte abkommt, ein Stück am gleichen Tage an fünf bis fünfundzwanzig Bühnen aus der Taufe zu heben. Man sucht wieder eifrig nach Autoren und Stücken. Man will nicht mehr nur Mitläufer sein. Ein Umstand, der vor allen Dingen der jungen Generation sehr geschadet hat, denn die Uraufführungsmöglichkeiten einer Provinzbühne sind begrenzt, schnell erschöpft und die Mehrzahl der gegenwärtigen Autoren mußte zusehen, wie einige Favorits ganz Deutschland beherrschten. In diesem Jahre werden nur noch ein paar Autoren in verschiedenen Städten zugleich uraufgeführt: Lernet=Holenia, Hofmannsthal, Blume, Goltz, Joachimsohn. Sonst kommt die Alleinuraufführung wieder zu ihrem Recht.

Wie sehen die Spielpläne als Ganzes genommen aus? Rein zahlenmäßig sind an den Schauspielbühnen Werke junger und jüngster Autoren und die Dichtungen der klassischen Epoche gleichmäßig stark vertreten. Die Dramatiker des vorigen Jahrhunderts stehen im Hintergrund, etwa auf der gleichen Stufe mit den ausländischen Stücken. Mit seltenem Eifer bemüht man sich allerorts um die Förderung der Gegenwartsdramatik.

An erster Stelle marschieren Frankfurt und Hamburg, wo Weichert und Ziegel Boden für die Moderne gewonnen haben und behaupten. Es folgen, Dresden, Königsberg, Düsseldorf, Mannheim, München, Halle, Leipzig und weiter die zahlreichen mittleren Theater mit ein oder zwei Uraufführungen. Auffallend still ist es an den ehemaligen Hof- und jetzigen Staatstheatern. Was wäre zum Beispiel München, wenn sich nicht Otto Falkenberg um das moderne Drama bemühen würde?

Eine ganze Reihe neuer Namen taucht auf von denen man nicht oder nur wenig erfahren hat. Eine stattliche Zahl von Werken erprobter Talente wird erscheinen.

Zusammenfassend muß gesagt werden: Mutig und unternehmend gehen die Provinzbühnen in den Winter. P. A. Otte.

Was Indolenz verschuldet.

Eine betrübende Nachricht kommt aus dem deutschen Memelland:

Das Deutsche Theater in Memel schließt mit Ablauf der Spielzeit 1926/27 seine Pforten. 1920 wurde ein städtischer Theaterbetrieb eingerichtet, der sich in Anbetracht der vorhandenen Mittel auf ein gutes Schau- und Lustspiel=Ensemble beschränkte. Im Sommer 1923 ergriff die Leitung die Initiative, um auch Oper und Operette aufzunehmen und der Stadt Memel das lang entbehrte Orchester zu schaffen. Aber mit Beginn des Jahres 1924 kam die starke Wirtschaftskrise, die zur Aufgabe von Oper und Operette zwang, und die die Besucherzahl sinken ließ. Auch jetzt wurden ausgezeichnete Aufführungen mit einem guten, festen Ensemble gebracht, aber es konnte in den kleinen Verhältnissen Memels nicht gelingen, so gute Kräfte auf die Dauer festzuhalten. Es kam die starke Abwanderung aus Memel, die durch die Option für Deutschland und auch durch die immer empfindlicher werdende Wirtschaftskrise bedingt war. Die aus Litauen neu Zuwandernden aber waren keine Freunde des deutschen Theaters. So gab es in den letzten Spielzeiten vielfach leere Häuser, trotz der erstaunlichen Mannigfaltigkeit des Spielplans und vollster künstlerischer Hingabe der Schauspieler.

Im kommenden Winter wird also das Memeler Theater seine Pforten geschlossen halten, hoffentlich aber bedeutet das nicht die endgültige Aufgabe des Theaters, das nicht nur eine Memeler, sondern eine deutsche Notwendigkeit im Osten darstellt. Der große kulturelle Wert, den deutsche Theater in den umstrittenen Grenzgebieten besitzen, ist allgemein bekannt. Hier läge für bekannte deutsche Bühnenkünstler und =künstlerinnen eine wertvolle Aufgabe: statt nur den Stargehältern und Prominentengagen nachzustreben, lieber einmal der deutschen Sache zu dienen und durch längere Gastspiele solch schwer gefährdete Unternehmen zu stützen, denn wie sehr ein berühmter Name auch Fernstehende ins Theater lockt, ist gerade in unserer Zeit der Starverherrlichung eine feststehende Tatsache.

Für unsere Verhältnisse die Nutzanwendung aus dieser betrübenden Tatsache gezogen: Wie leicht geht deutsches Kulturgut und damit schließlich deutsche Kultur überhaupt zugrunde an Indolenz, Unverständnis und Verletzung der hehrsten Pflicht jedes Deutschen, jede kulturelle Bestrebung zu fördern. —

*

Nachahmenswert. — Die Vereinigung der Theaterfreunde für Altenburg und Umkreis e. V. hat für die Spielzeit 1927—28 vom Landestheater Altenburg 58 Anrechtsplätze (für je 40 Vorstellungen) aufgekauft, die in Serien durch Verlosung kostenlos an ihre Mitglieder zur Verteilung gelangen. Da die Vereinsmitglieder fast alle selbst Platzanrechte besitzen, so dürfte die Mehrzahl der gewonnenen Karten weiter verschenkt werden an ein Publikum, das nicht zum „Abonnentenstamm" zählt. Wenn man bedenkt, daß durch diese Stützungsaktion nicht nur dem Landestheater erhöhte Einnahmen zufließen, sondern auch 464 Personen Gratiskostproben für das Theater erhalten, so kann man im Interesse der Theaterkultur wünschen, daß dieses gute Beispiel viele Nachahmungen findet.

Theater=Nachrichten.

Die nächstjährigen Salzburger Festspiele. Am letzten Aufführungstag der heurigen Festspiele befaßte sich eine Konferenz, an der außer den Salzburger Vertretern der Festspielhausgemeinde die Mitglieder des Kunstrates der Salzburger Festspiele Hugo v. Hofmannsthal, Max Reinhardt und Franz Schalk teilnahmen, mit der Frage des Programms der nächstjährigen Festspiele. — Auf Grund der in dieser Konferenz und in den anschließenden Beratungen des Kuratoriums der Festspielhausgemeinde beschlossenen Richtlinien weilen derzeit Oskar Strnad, dem die szenische Ausstattung der 1928 im Festspielhaus zur Aufführung kommenden Werke anvertraut werden soll, und Dr. Kerber als Vertreter der Festspielhausgemeinde in Berlin, um mit Max Reinhardt noch vor dessen Abreise nach Amerika das Festspielprogramm endgültig festzulegen und alle für die sofortige Inangriffnahme der künstlerischen Vorarbeiten notwendigen Voraussetzungen zu vereinbaren. Die von verschiedenen Zeitungen verbreitete Nachricht von einer Verlegung oder Ausdehnung der Reinhardtschen Inszenierungen in andere Städte entspricht nicht den Tatsachen; Reinhardt hat die Sommermonate 1928 wie bisher ausschließlich für seine Tätigkeit im Rahmen der Salzburger Festspiele reserviert.

Festspiele des Welttheaterbundes. Firmian Gemier hat sich kürzlich in Begleitung von Georges Churier zwei Tage zu Besprechungen mit dem Präsidium der Bühnengenossenschaft wegen der nächstjährigen Festspiele des Welttheaterbundes in Berlin aufgehalten. Als erstes Ergebnis seiner Berliner Verhandlungen ist der endgültige Abschluß eines Gastspieles Mozartscher Opern unter Leitung Bruno Walters für den Mai nächsten Jahres erfolgt. Für mehrere dieser Opern hat Max Reinhardt die Uebernahme der Regie zugesagt. Weitere Abschlüsse deutscher Gastspiele stehen bevor.

Beethoven. Am Stadttheater in Halle hat die Uraufführung von Lichtneckers „Dramatischer Biographie" Beethoven stattgefunden. Der blutjunge, von der Musik kommende Wiener Friedrich Lichtnecker wendet behutsam und andächtig Blatt für Blatt der Lebensgeschichte Beethovens um und strichelt mit zarter Hand zwanzig kleine, rasch vorübergleitende Bildchen, dichtet zwanzig kurze Monologe, die hin und wieder von Bemerkungen historischer Persönlichkeiten unterbrochen werden. Zweifellos steckt hinter der „Dramatischen Biographie" — so nennt Lichtnecker sein Stück — die das Schicksal Beethovens durch alle Höhen und Tiefen erfassen und abrollen lassen möchte, eine tiefe und ehrliche Erschütterung und ein reines Verlangen nach der Gestaltung dieses Erlebnisses, aber das Resultat liegt fernab vom Theater und seinen Forderungen. Beethoven als Genie und Mensch muß sich mit Worten verständlich machen. Er drückt sich nicht in der Gestalt aus, die auf der Bühne steht. Das Stück ist ein Streifen winziger Federzeichnungen mit erläuterndem Text, der von einer jugendlich-ehrfurchtsvollen Hand dem Riesen Beethoven zu Füßen gelegt wurde. Das starke Gefühl des Autors erzwingt Teilnahme und Beachtung. Lichtnecker ist sicher ein Gewinn für die Dichtung, ob er ein Gewinn für das Theater wird, scheint zweifelhaft. Die Aufführung unter der fürsorglichen Regie des Intendanten W. Dietrich blieb nicht ohne Eindruck, obgleich sich das Publikum nur sehr langsam und widerstrebend an die Momentaufnahmen gewöhnen konnte.

„Der Inka von Perusalem". Im Neuen Theater zu Frankfurt am Main brachte Direktor Hellmer im Rahmen eines Bernard=Shaw=Abends eine Uraufführung in Gestalt einer Satire auf Wilhelm II., betitelt: „Der Inka von Perusalem", die langweilig und unzeitgemäß anmutete. Im Mittelpunkt der dürftigen Handlung steht der Inka, der im Zwiegespräch mit einer redseligen Engländerin, die natürlich bei Shaw die Sachlichkeit selbst verkörpert, in phrasenhafter Selbstgefälligkeit den Weltkrieg kritisiert. Ein sehr unglücklicher Einakter, der auf das Publikum fast gar keinen Eindruck machte. Shaws Kampf gegen falsche Erziehung, Anmaßung und Eitelkeit mag gut gemeint sein, ist aber in diesem besonderen Falle als bereits antiquiert und überlebt scharf abzulehnen.

Gastspiele der Wiener Kammerspiele. Ein aus Mitgliedern der Wiener Kammerspiele zusammengestelltes Ensemble wird noch in diesem Monat unter der Führung von Direktor Franz Wenzler eine große Gastspieltournee antreten, die durch Deutschland und die Schweiz führt und auch mehrere Vorstellungen an den von Direktor Franz Wenzler geleiteten Elsässischen Theatern geben wird. An dieser Tournee werden Leopoldine Konstantin und neben anderen Schauspielern der Wiener Kammerspiele Jakob Feldhammer teilnehmen.

„Die Königin von Medvedgrad". — Am Agramer Nationaltheater fand vor wenigen Tagen die Uraufführung des Musikdramas „Die Königin von Medvedgrad" vom kroatischen Komponisten Lujo Safranek=Kavić statt. Die Kritik spendet dem Werke großes Lob, das mit dem Beifall des Publikums übereinstimmt.

Kunst

Arnold Böcklin.

Zum 100. Geburtstag.

Des großen Meisters A. Böcklin hundertster Geburtstag jährt sich am Sonntag, den 16. Oktober (heute). Auch diesem Titanen der Malerei ist Künstlerleid: die anfängliche Ablehnung, nicht erspart geblieben. Allerdings schlug diese Ablehnung bald um, Böcklin feierte Triumphe über Triumphe und wurde zum Schluß sogar maßlos überschätzt, was die ernste Kritik natürlich zum Kampfe reizte und diese Kritik hat auch Böcklin nicht geschont und im ersten Ansturm über das Ziel geschossen. Nun hat sich die Beurteilung des Schaffens des abgeschiedenen aber allmählich wieder zu Abgeklärtheit emporgerungen, die seiner unsterblichen Größe völlig gerecht wird.

Der Böcklin-Kultus begann in den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhundertes, als die großen Schlachten des Impressionismus schon geschlagen waren. Man sehnte sich wieder nach Poeten und Phantasten. Man wollte sich ergehen in versunkenen Schönheitswelten, wollte untertauchen in den Gefühlswogen alter Epochen, verlangte nach Bildern, die wieder Märchenstimmung in unsere entgötterte Welt tragen. Das Gerecht-werden dieser Bewegung brachte Böcklin den Ruf eines Schöpfers, eines Königs einer neuen Kunstära. Er tauchte unter in seinem Wirken in graue, längst verflossene Jahrhunderte, holte sich die Stoffe zu seinen Werken aus der Sagenwelt der Hellenen, aus Traum- und Märchenland.

Lebenswahr war diese Kunst nun freilich nicht. Die Weltanschauung hat die Gestalten des griechischen Mythos längst zu Grabe getragen. Lebenskräftige Kunst will aber der Niederschlag der Atmosphäre des Zeitalters sein. Da jüngere Künstler das Vorbild Böcklins, der überwältigende Einfluß des Meisters, auch auf den Weg dieser phantastischen Kunst drängte, entstand Böcklin in der ersten Kritik ein arger Widersacher, der das Urteil über seine Kunst überhaupt einer durchgreifenden Revision unterwarf. Man begann von Ueberwertung des rein Stofflichen zum Schaden des rein Künstlerischen, von einem gewissen, vulgär wirkenden illustrativen Beigeschmack seiner Erzeugnisse zu schreiben.

Selbstverständlich wurde auch damit weit über Ziel geschossen. Böcklin bleibt trotz allem einer der leuchtendsten Sterne am Himmel deutscher Malkunst. Und das erhärtet auch die jüngste kritische Wertung seiner Werke, die dem Meister viel Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Böcklin wurde im Jahre 1827 in Basel als Sohn eines wohlhabenden Seidenhändlers geboren. Er besuchte die Lateinschule und die Zeichenanstalt von St. Alban. Schon als Junge zeigte er sich als großer Kunst- und Naturfreund. In der wilden, seine Heimatstadt umgebenden Gebirgswelt malte Böcklin mit 16 Jahren sein erstes Bild: Eine Felsenschlucht mit schäumendem Wasserfall und dunklen Tannen. Auch ihm blühte das Schicksal vieler geborener Künstler: sein Vater zwang ihn hinter den Ladentisch. Sein Lehrer Wilhelm Wackernagel setzte es aber allmählich bei seinem Vater durch, daß er zum Malstudium zu Calame nach Genf geschickt wurde. Damit begannen Böcklins Wanderjahre. Von Genf führte sein Weg nach Düsseldorf zu Schirmer, von hier nach Antwerpen, Brüssel und Paris. Mittlerweile war das Geschäft seines Vaters zugrunde gegangen. Mit der Herstellung von Buch-Illustrationen fristete Böcklin eine Weile sein Leben in Paris, kehrte dann im Herbst 1849 nach Basel zurück und begab sich von hier nach Italien.

Böcklins erste römische Zeit war für sein Schaffen nicht sonderlich markant. Dafür sammelte aber seine Seele eine Unzahl herrlicher Eindrücke, speicherte sie auf für spätere Zeiten. Aus diesen in den Hainen, Grotten und verfallenen Wasserwerken, vor Götterbildern und der ernst erhabenen Natur der Campagna, gesammelten Eindrücken entstanden später seine herrlichen Werke. Im Jahre 1857 wandte er Rom wieder den Rücken und zog nach München, wo er im gleichen Jahre im Kunstverein seinen „Pan im Schilf" ausstellte. Die Pinakothek erwarb sein Bild und der Zufall half dem armen, zu dieser Zeit auch noch kranken Künstler weiter, der überdies bereits für zwei Kinder zu sorgen hatte. Böcklin wurde als Lehrer an die von Carl Alexander von Weimar gegründete neue Kunstschule berufen. Nun war Böcklin der Brotsorgen enthoben und konnte einige seiner römischen Eindrücke im Bild festhalten. Es entstand „Pan einen Hirten erschreckend".

Das Jahr 1862 sah Böcklin wieder in Rom, wo er bis 1866 verweilte. Diese zweite römische Zeit scheint dann die entscheidende in Böcklins Leben geworden zu sein. Böcklin lernte nun auch die sinnlich heiße Pracht des Südens kennen, den Golf von Neapel mit seinen Farbenwundern, Capri, Sarlerno, Pompeji. In den Werken, welche die Hand des Künstlers in dieser Zeit auf die Leinwand zauberte, sind noch Anklänge an seine Lehrer zu finden. Es entstanden: der Gang nach Emmaus, der Annachoret, das Frühlingslied, der Ritt des Todes, die Drachenschlucht, und der von Furien verfolgte Mörder. Aber das römische Element in Böcklins Kunst wich bald gänzlich und räumte dem antiken den Platz. Die Fabelwesen der griechischen Legende: Tritonen und Nereiden, Hippokamen und Najaden hielten Einzug in seine Kunst. Böcklin malte die Annadyomene und fischende Pane, die Seeschlange und das Bild mit den Kentauren.

Im Jahre 1874 ist Böcklin in Florenz. Die herrliche Pracht des südlichen Frühlings beeinflußt ihn gänzlich. Frühlingsstimmung liegt in hellsten Tönen auf seinen Werken aus dieser Epoche. — Flora, die drei Lebensalter, Frühlingseinkehr und die Gefilde der Seeligen entstehen. Doch Florenz ist nicht nur die Stadt des Lenzes. Auch einsame Steinwüsten dehnen sich in blaue Fernen, verwitterte Eichen, schwarze Zypressen beschatten einsame Gräber. An diesen Stimmungen löste sich sein berühmtestes Werk: Die Toteninsel.

1885 lebte Böcklin in Hottingen bei Zürich. Heimische Waldfantastik spiegelt sich in seinem hier entstandenen Werke: Schweigen im Walde. — Das Alter nahte und beeinflußte Böcklins Composition: Vita somnium treve, Heimkehr, in der Gartenlaube bezeugen diese Tatsache. Im Jahre 1890 erleidet Böcklin ein Schlaganfall. Er sucht in Italien Heilung, wo er bis an sein Lebensende verbleibt. Am Abhang Eiesoles, bei San Dominico, in seiner weißen Villa, verbringt er seinen Lebensabend. Hier malt er die Venus Genetrix, den Krieg und die Nacht.

Böcklin war als Künstler nicht von Schwächen frei. Aber die Formen zeugende Kraft, mit der er seine Gedanken hinstellte, bleibt in alle Ewigkeit etwas Imposantes in der Kunst unserer Tage.

Meister Arnold Böcklin.
Zum 100. Geburtstag des großen Malers; geboren 16. Okt. 1827.

Arnold Böcklin, dessen Schöpfungen die Museen aller Welt zieren, gehört zu den bekanntesten Meistern der Malerei. Seine Kunst ist über der Zeit erhaben. Sein Hauptwerk, „Die Toteninsel", die wir nach einer Zeichnung von Wieschala wiedergeben, zählt zu den ergreifendsten Kunstwerken, die die Welt hervorgebracht hat.

Die österreichische Landschaft.

Die Wiener Kunstgemeinschaft hat anläßlich der Alpenvereinstagung im September eine große Kunstausstellung unter der Devise „Die österreichische Landschaft im Glaspalast des Burggartens" eröffnet, die bis Ende Oktober geöffnet bleibt und an der sich auch zahlreiche österreichische Künstlerinnen beteiligen, deren feine Arbeiten das angeborene Naturempfinden der Frau aufweisen.

Die Ausstellung hat vorzügliche Qualitäten, ist durchaus ernst. Großen Fleiß, innige Verwachsenheit mit seiner Tiroler Heimat zeigen die Bilder des Gebirgsmalers Maximilian Erler, dessen Kollektive zwei Säle füllt. Monumental in der Fernwirkung seiner „Ziehenden Wolken" ist Alfred Pirkhert, der auch in seinen Stimmungsbildern ein hervorragender Vertreter der unverfälscht österreichischen Note ist. Rolf Sigurd mit seinen Donau Au-Landschaften ist famos, pastos und doch delikat bleibend, ebenso Alexander Scherban u. a.

Neben diesen Werken gediegenster Art aber bestehen die Frauen ganz vorzüglich. Da ist vor allem die fein empfindende Johanna Lößl mit einem Altaußeer Bild, dann die Grazerin Klara Thanner, Hermine Faulhaber mit fleißig gemalten, gut beobachteten Ansichten, besonders hervorzuheben aber Henriette Goldenberg, die originell im Ausschnitt, diskret in den Farben ist. Ein neuer Name ist Lina Bischoff, die mit einem einzigen größeren Bild „Wienerwald-Wiese" vertreten ist. Das Bild ist von einer so anmutigsommerlichen Art, daß es tatsächlich zu leben scheint: satt in den Farben und doch wunderbar leicht und duftig in der Wirkung. Sehr brav Ella Struschka, ebenso Lili Hoffmann-Wimmer, Elisabeth Jung etwas fahrig und die sonst tüchtige Johanna M. Stöckel in ihrer „Römische Ruine" zu hart.

Alles in allem, ein Beweis von den schönen Werten unserer Künstlerinnen, die weder durch gewollte Männlichkeit auffallen wollen, noch durch allzu weichliche oder gar süßliche Auffassung hervorstechen. Sie sehen mit klaren Blicken, haben aber ihre Heimat vorerst mit den Herzen erfühlt, was den besonderen Reiz dieser ausgezeichneten Ausstellung bildet.

Die „schlanke Linie" — auch für Denkmäler. In Belgrad wird die Errichtung eines Siegesdenkmals geplant, was zu einem eigenartigen Streite Veranlassung gegeben hat. Dem mit der Ausführung des Denkmals beauftragten Bildhauer Nestrovic wird nämlich vorgeworfen, daß der von ihm entworfene serbische Soldat zu dick sei. Er gleiche „einem gemästeten Herkules, einem mit Süßigkeiten und corned beef überfütterten Engländer oder einem Deutschen, der zu viel Wurst und Sauerkraut gegessen habe". Der wahre serbische Soldat dagegen sei, besonders gegen Ende des Krieges, nur noch ein Skelett gewesen. — Dem armen Bildhauer wird nun nichts anderes übrig bleiben, als ein neues Denkmal zu entwerfen oder... seinen Soldaten eine Entfettungskur durchmachen zu lassen. —

Trauriges Geschick. Die gewaltsame Unterbringung der bekannten Malerin Zofja Stryjenska aus Zakopane in einer Irrenanstalt, hatte die Bildung eines Schutzkomitees zur Folge, an dessen Spitze Frau Alicja Reymont stand. Die Künstlerin wurde nunmehr aus der Anstalt nach ihrer Wohnung entlassen, da die gerichtsärztliche Kommission ein Gutachten abgegeben hat, wonach die Unterbringung in eine Heilanstalt zu Unrecht erfolgt war. Angeblich soll der Urheber des Vorfalls der Gatte der Malerin sein, gegen den sie die Ehescheidungsklage eingereicht hatte und dem im Falle die geistige Umnachtung der Frau anerkannt worden wäre, die Kinder zugesprochen worden wären. Der Gemeindearzt, der durch die Polizei die Ueberführung der Künstlerin angeordnet hatte, wird zur Verantwortung gezogen werden.

Thomas Hüglins Sonnenflug

Roman von Karl Gauchel

Es war die tiefe Bitterkeit, die auf den schwarzen Gesichtern lag, dieses Gluten und Drohen in den Augen, deren Weiß aus der schwärzlichen Umrahmung fast gespenstisch hervorleuchtete. Mit unheimlichem Bann lastete dieses widerwillige, gezwungene Schweigen über der Hütte, diese trostlose Lautlosigkeit, unter der es schwelte und glimmte und neuer Zündstoff sich sammelte, mählich und mählich.

Mit hartem, finsterem Gesicht ging Hans Westermann durch das Werk, eisiger, hochmütiger als je. Die letzten Monate hatten sein Wesen völlig verändert. War er früher trotz aller vornehmen Reserve stets der höfliche, zugängliche Vorgesetzte gewesen, heute war er ein anderer. Der Strom blauen Blutes in seinen Adern, dieses Blut des alten Feudalgeschlechtes wallte in diesem letzten Reis noch einmal so wild, so herrisch auf, wie es einst in den Tagen der Ritterzeit in seinen Vorfahren gewallt haben mochte, unbändig, stolz, trutzig. Aus seinem Leben war das Lichte geschwunden. Käthes Absage, Hüglins Sonnenlauf, die schwere Schlappe in Bonn, all das vereinigte sich, um diesen Mann zu erbittern, zu kränken. Er, der Verwöhnte, der Unantastbare, sollte die Segel streichen müssen vor einem Hüglin? Herb hatte er aufgelacht und zornig hatten die bebenden Hände den Kohinorstift zerbrochen, den er gedankenlos bei seiner Flucht aus dem Sitzungssaal mitgenommen hatte. Und in seiner Seele war der Haß entbrannt, heißglühend, wahnwitzig, und doch so ohnmächtig, machtlos. Er hatte Hüglins Handlungsweise dem Ehrenrat unterbreitet. Der Ehrenrat hatte trotz einiger Ausstellungen bezüglich des Ehrenwortes dem jungen, gefeierten Ingenieur die Honorigkeit nicht abgesprochen. Da hatte er Hüglin gefordert. Aber Thomas hatte die Forderung abgelehnt, ruhig, ohne Schärfe, fast mitleidig. „Sein Leben gehöre nicht mehr ihm, es sei weiteren Kreisen zu wertvoll geworden, und er betrachte die Aufgaben, die seinem Leben gestellt seien, als zu heilig, zu wuchtig, als daß er mutwillig und ohne ersichtlichen Grund es aufs Spiel des Zufalls setzen dürfte.“ Auch diesen Bescheid hatte der Ehrenrat gutgeheißen und dem Direktor wegen seines provozierenden Verhaltens eine ernste Rüge erteilt. Der knirschte in wahnsinniger Wut mit den Zähnen. „War er denn gar nicht zu fassen, der Hund?“ Und dann kam ihm der unglückliche Gedanke. „Die da unten, die auf dem Werke, diese Krapüle, die hält zu ihm, die vergöttert ihn, hebt ihn in den Himmel, warte, Verehrtester, das will ich der Bande anstreichen!“

Die Zeit harter, gewalttätiger Herrschaft hatte begonnen. Nichts Ungesetzliches, nein, aber so kleine, an sich harmlose Verfügungen und Bestimmungen, die schikanös berühren mußten, eiserne, straffe, wenn auch ganz korrekte Werkdisziplin. Und was das Schlimmste war, kalte, starre Unnahbarkeit, Feindseligkeit der Gedanken, nicht etwa der Tat. So etwas fühlten die Leute mehr als alles andere, dieses Erstarren der Menschlichkeit, dieses kalte Unberührtbleiben von ihren Sorgen und Beschwerden. Und es glomm und zunderte, es schwelte und rumorte unter der Decke.

Thomas Hüglin konnte seinen Einfluß nicht geltend machen. Er war seiner Stellung bei dem Werke enthoben und erledigte als Westermanns gleichgestellter Kollege schon die Vorarbeiten des neuen Unternehmens. Er durfte bei dem jetzigen Verhältnis zu Westermann nicht in dessen Befugnisse eingreifen, durfte nicht, was er sonst sicher getan haben würde, den Leuten zusprechen. Zudem: er hatte den Kopf jetzt immer so voller Pläne, so ganz ausgefüllt war sein Tag von dem Kommenden, Werdenden, daß er unmöglich alles das sah, was um ihn her vorging.

Thomas Hüglins Arbeitstisch wurde nicht leer. Da häuften sich die Entwürfe, Ausarbeitungen, Pläne jeden Tag aufs neue, und wie mancher dieser Tage ging dahin auf Reisen, Besprechungen, Besuchen. Aber wenn er dann wieder daheim in seinem Arbeitszimmer stand, gemütlich im Hausrock und Pantoffeln, die kurze Shagpfeife zwischen den starken, weißen Zähnen, dann konnte er oft die Arme weiten und die Brust herausdrücken, voll von einer tatenlustigen, fröhlichen Energie. Ja, so war's ihm erst recht: je toller es kam, desto lieber war es ihm; die Widerstände, die er so oft fand auf diesem Wege, und die einen anderen entmutigt, wenn nicht zermürbt hätten, schienen ihn nur zu stählen, noch fester, noch eiserner zu machen.

Kommerzienrat Laband sah ihn oft mit einer stillen Art von Bewunderung an, wie er in den jetzt sich häufenden Vorbereitungssitzungen dastand, groß, lachend, in den dunklen Augen neben all dem Schalkhaften diese verblüffend selbstsichere Energie. Da hatte er mit wenigen sachlichen Worten seine Absichten und Ansichten gezeichnet, voll ruhiger Verständlichkeit, und saß dann still und hörte aufmerksam die Einwendungen und Bedenken der anderen, um dann mit einem einzigen Satze alle über den Haufen zu werfen. Und das Sonderbare war, nie fühlte sich einer verletzt. Alle spürten es instinktiv: der da, der hatte ehrliches Wollen und der hatte auch kraftvolles Können, der war fest auf seinem Posten und versprach nichts, was er nicht konnte; war ein ganzer Kerl. Und sie vertrauten ihm.

Er war in den letzten Wochen nach Bonn gezogen, wo er während der Übergangszeit dem eigentlichen Zentrum des Unternehmens näher war. Und noch ein anderer wichtiger Grund war für ihn maßgebend gewesen. Drüben, auf der anderen Seite war eine Zusammenkunft mit Käthe schwieriger und gefährlicher gewesen, zumal die Jahreszeit den gemeinsamen kleinen Ausflügen ein Ende gemacht hatte. Hier in der großen Stadt fügte sich alles viel leichter, viel ungezwungener. Man traf sich schon mal auf der Eisbahn, im Konzertsaal oder im Theater; auch bei gemeinsamen Bekannten war man zusammen, und immer bot sich ein unauffälliges, stilles Minütchen zum Plaudern. Am schönsten aber waren die stillen Dämmerstunden, wenn der geheimnisvolle Zauber des einsamen Hofgartens den beiden Liebenden sich auftat, geborgen im Schatten der schwarzen alten Baumriesen, die Arme des Mannes den bebenden Mädchenleib umfingen und durstig die Lippen in heißen Küssen der Sehnsucht Lethe tranken. Da goß sich Herz in Herz, Seele in Seele, zwei Menschenleben fanden zueinander die goldene Brücke, und die Zukunft stieg in rosigem Maienlicht vor ihnen auf. Und das Mädchen, dessen Wangen in den letzten Monaten scheinbar blasser geworden waren, dessen lustige Blauaugen so viel gereifter und ernster in die Welt schauten, fand in diesen Augenblicken seligen Beieinanderseins neue Kraft für das Leben daheim.

Es war kalt und frostig auf der Rheinluft geworden. Ein seltsamer, dumpfer Druck schien auf den Gemütern zu lasten. Der Alte ging herum mit finsterem Gesicht und fuhr jeden, der ihm in den Weg kam, zornig an. Stundenlang schloß er sich jetzt tagsüber in sein Arbeitszimmer ein, und die Burgunderflasche kam nicht mehr von seinem Tische fort. Ein einziges Mal hatte Käthe mit ihm über den Geliebten gesprochen, aber da war die Stirnader ihm blauschwarz angeschwollen, die Augen hatten wild gefunkelt, und fast heiser vor Wut hatte er das Mädchen angeschrien; wenn der saubere Patron sich ins Haus wage, würde er ihn mit den Hunden hinaushetzen. Und dann war es wie ein Krampf über ihn gekommen; an allen Gliedern bebend, hatte der schwere, halbtrunkene Mann unheimlich röchelnd und Schaum vor den Lippen in seinem Sessel gelegen. Seit jenem Tag lag es wie eine unsichtbare Schranke zwischen Vater und Tochter.

Mehr denn je schloß das junge Mädchen sich der greisen Großmutter an. Abend um Abend saß sie oben im stillen Gemach neben der Greisin, stumm mit ihrer Handarbeit beschäftigt, und der alte Achtundvierziger schaute lächelnd auf die beiden einsamen Frauen herab. Und wenn dann die Dämmerung sank und Großmutter die Bibelschrift nicht mehr zu sehen vermochte, die Brille auf die Stirn schob und sich ruhend in den hohen Stuhl zurücklegte, dann war die Stunde gekommen, wo das junge Herz sich dem alten öffnete, wo alles das, was sich an Glück und Leid, an Sehnen und Bangen in der Mädchenbrust regte, ausströmte in das mattschlagende Herz der Frau Agnete.

Zuerst war's schmerzliche Enttäuschung gewesen, was in den welken Zügen der Greisin geschrieben stand. Also war's wirklich zu Ende mit den Letzow-Merkenthin? Der Schild blieb zerbrochen? Der alte stolze Name vergessen? Wehmütig schaute sie empor zu ihrem Wolfgang. Der lächelte freundlich zu ihr nieder. Und da fielen ihr die Worte wieder ein, die er einst in jener Stunde, da sie sich fanden, zu ihr gesprochen hatte. „Freilich, Name und Rang mußt du hinter dich werfen, Agnete, wenn du dich mir gibst. Aber was ist der Name, was ist ein Rang? Schall und Rauch! Ob wir innerlich freie, adlige Menschen sind, begeistert und guten Willens für alles Gute und Schöne, Wahre und Rechte, darauf kommt's an.“ Sie hatte ihm recht gegeben und alles hinter sich gelassen und hatte gemeint, es würde ihr leicht werden und ohne Kampf abgehen. Es war eine Täuschung gewesen; Lebensgewohnheit und Lebensauffassung lassen sich nicht so leicht wechseln wie ein Kleid. Stürme waren gekommen, und mit den Stürmen der Kampf, und das stolze, blaue Blut war wildwogend aufgesprungen und die Sehnsucht nach dem Verlorenen war übermächtig geworden. Aber da hatte die Liebe danebengestanden und aus blauen Augen sie so treu und innig verstehend angeschaut und fürsorglich und mit milden Händen die Wunden bedeckt. Ja, die Liebe! Wieder schaute sie auf zu dem Bilde und es war ihr, als nickte das junge Studentenhaupt ihr freundlich zu: „Siehst du, Agnete, das ist immer der richtige Weg, den die Liebe uns ins Leben zeigt!

Da hat die alte Frau die Hände gefaltet und auf das Mädchen niedergeschaut, lange, lange. Und die welken Lippen murmelten leise, gedankenverloren: „Und hätte ich alle Schätze der Erde und besäße die Liebe nicht, so wäre ich ein klingend Erz und eine Glocke ohne Klöpfel. Die Liebe duldet alles, die Liebe leidet alles — und — die Liebe höret nimmer auf.“ Große Tränen stehen in den Augen der Greisin, und die müden, weißen Hände liegen segnend auf dem blonden Haar ihres Lieblings. Die Lippen aber sprechen bebend die leisen Worte: „Wenn's an der Zeit ist, Kind, dann bringe ihn mir her, daß ich euch segne.“

Jubelnd hängt Käthe an ihrem Halse und unter Lachen und Weinen küssen die jungen, frischen Lippen den eingefallenen Mund. Und die Greisin sitzt da und hält das Mädchen umschlungen. Sie lächelt leise. Einen stolzen, hoffenden Traum hat sie begraben, aber sie hat noch einmal in ihrem sinkenden Leben Liebe gegeben und wird weiter noch Liebe geben dem neuen, freien, in seinem Geiste so adligen Geschlecht. Sie ist mit ihrem Tagewerk zufrieden.

13. Kapitel.

Es stand nicht gut um Friedrich Moseler. Er selbst konnte sich das nicht mehr verhehlen nach der Schlappe, die der Konkurs der Rheinischen Schaumwein-Gesellschaft seinen Finanzen beigebracht hatte. Er hatte in den Tag hinein gelebt, lustig und sorglos, er hatte das eigene Geschäft aufgegeben und seine Gelder in allerlei Industriepapieren angelegt; er hatte das Gut Rheinluft gekauft und das dazugehörige Areal bedeutend vergrößert, ohne Sorge darum, ob die Einkünfte die Ausgaben deckten. Und sie taten es nicht. Er hatte den Grandseigneur gespielt, er, dem die Mischung des Blutes zum Verderben ausschlug, und hatte sich dabei ruiniert.

In seiner Jugend war er der flotte, lebenslustige rheinländische Junge gewesen, hatte bei den Bonner Husaren sein Jahr abgekloppt und war avanciert, aber — er hatte zur rechten Zeit nicht den rechten Dreh bekommen — er war versumpft. Der Wein, das Spiel, die Weiber . . . Sie waren das Fatum seines Lebens geworden; an ihnen ging er langsam zugrunde.

Und nun stand er, der Sohn des reichsten Weingutsbesitzers der Rheinlande, bald dem Ruin gegenüber. Da fand er, zum erstenmal seit Jahren, den Weg zur Mutter. Sie hörte den schweren, ungleichen Schritt auf der Treppe, sie hörte ihn draußen im teppichbelegten Korridor. Und sie schaute auf zum Bilde ihres Wolfgangs und die Augen fragten, während ihre Lippen sich trotzig zusammenpreßten: „Ist das unser Sohn?“ Doch das Bild lächelte gleichzeitig, so daß ihre Lippen sich zu einem Seufzer formten. Das da, das Kommende, mußte sie allein ausfechten; ach, sie wußte es wohl. Sie wußte es, und ihr Herz war wie von Stein, obwohl es darinnen hämmerte, vor Liebe, vor Mitleid. „Die Zeit der Zeichen und Wunder ist vorüber“, sagte ihr der Verstand. Und da wußte das Mutterherz: „Es ist zu spät.“

Dann saß er ihr gegenüber, klein, dickwanstig, mit kurzem Atem, kleinen, unruhigen Äuglein und springender, glucksender Stimme. Gegenüber die Mutter: groß, hager, klar die Augen, herb und willensstark der Mund. Und er: noch nicht sechzigjährig, sie an die vierundachtzig.

Ihre Stimme klang wie die Sprache des letzten Gerichts: „Was willst du von mir?“ Die kleinen verschwommenen Augen irrlichtern durch den Raum. Ächzend belegt eine Stimme: „Mutter!“ Hart und befehlend darauf: „Sprich!“

Da wälzte er sie ab, die klägliche Angst seines Alters, die Angst vor dem Ruin, und es folgte der Schrei ohnmächtiger Wut über das Kind, das den reichen, schwerreichen Retter ausschlägt, einem Feudalbesitz zum Trotz, dem Blute zum Trotz, um eines armen, hergelaufenen Fremden willen. Und die scheltende Stimme wird quärrend, weinerlich, als würge die Angst vor der Armut schon jetzt die Kehle dessen, aus dem sie spricht.

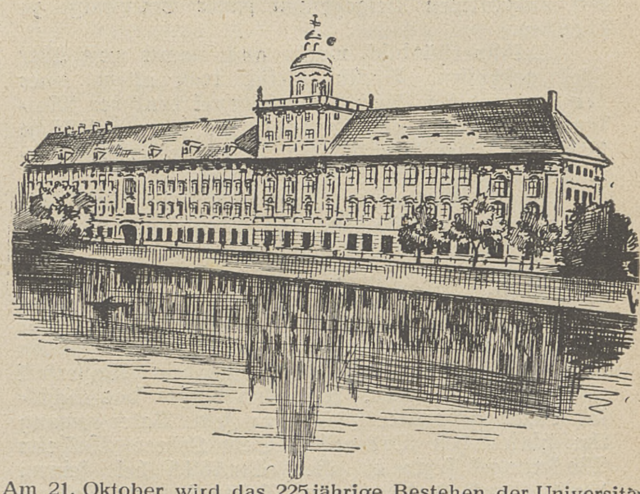
Die Greisin aber sitzt starr, groß, aufgerichtet, und hört mit harter, unbeugsamer Miene die gurgelnd hervorgestoßene Klage. Ist es ihr Sohn, der da spricht, ihr einziges Kind? Sie fühlt, sie hörte es nicht. Ihr Auge, ihr Herz sieht nur noch zwei junge, blühende, hoffnungsfrohe, lebensreife Menschen und fühlt instinktiv nur das eine große Gebot: „Du mußt die Liebe sonnen.“

Und plötzlich, als hätte der Gedanke Macht über ihre Glieder, steht sie groß und starr vor ihrem Stuhl. „So du



Die große Pariser Auto-Ausstellung, auf der zum ersten Mal auch wieder deutsche Firmen wie Mercedes-Benz, Horch und die Bayerischen Motorenwerke ausgestellt haben.

225 Jahre Universität Breslau.



Am 21. Oktober wird das 225jährige Bestehen der Universität Breslau gefeiert, in der 3 Universitäten, die am 15. November 1702 gegründete Universitas Leopoldina, die 1814 nach Breslau verlegte Universität Frankfurt an der Oder und die Universität Breslau unter dem Namen Vratislavia vereinigt sind.

nicht bist wie die Kindlein, wirst du nicht das Reich Gottes schauen!" und „Gehe hin und lerne von ihnen!"

Er schaute die Mutter an mit einem verstörten, nach Rettung suchenden Blick und stammelt: „Mutter, was weißt du von den Geboten der Zeit?"

Sie aber steht herrisch, gebietend: „Was weißt du von Liebe? Lerne endlich erfassen: Was nützt es, wenn du die Welt dein eigen nennst und Schaden leidest an deiner Seele?" Seele ?"

Er schaut ihr ins Auge, sieht darin ein Licht, verborgen, verträumt, aus einer märchenhaft schönen Zeit, bricht ins Knie, küßt die welke Hand und schluchzt. Der Sechzigjährige schluchzt auf.

Da legt die zitternde Hand sich auf seinen kahlen Schädel und jetzt ist es die verstehende, verzeihende Mutter, die zu ihm spricht: „Geh, mein Kind, sei selbstlos, sei gerecht." —

Mit ihrem Blick verläßt er das stille Gemach. Die träumende Nacht findet die Greisin betend, trostsuchend über die Bibel gebeugt. Unten im Souterrain tönt gleichförmig sein wachender Schritt. Stetig, von Ungeduld gepeitscht. Auf. ab, auf, ab.

Da zerreißt der zitternde Ton der Hausklingel die Stille der Nacht. Die Greisin fährt aus halbwachen Träumen empor. Unten der Mann reißt die Tür auf. Seine zitternden Hände halten die Depesche. Flackernd eilen die großen, schreckhaft erweiterten Augen über das Papier. „Koblenzer Kellereien nicht mehr zu halten. Konkurserklärung bevorstehend. Rechtsanwalt Schüller!" Er starrt, liest noch einmal, begreift; mit gurgelndem, ächzendem Laut bricht er zusammen. Dumpf schlägt der schwere Körper auf dem Parkett auf.

Oben ein sinnverwirrendes Reißen am Glockenzug. Die Herbeieilenden empfängt ein herrisches Wort: „Sehen Sie nach dem Herrn!" Da betten sie den Erkalteten aufs letzte Lager.

Oben die Alte beugt sich über die Bibel. „Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gebenedeiet!" Frau Agnete will das Wort verstehen. Sie zwingt sich, darüber nachzudenken. Aber verstehen kann sie es nicht. Und die angstvoll herbeieilende Enkelin empfängt sie mit den dunklen Worten: „Käthe, die Mutterschaft ist das heiligste und kummervollste Geschick des Weibes. Was ein Mutterherz zu bestehen hat, macht ihm kein Engel nach!" Dann läßt sie sich die Treppen hinab an die Seite des toten Sohnes tragen. Sie weint nicht, sie jammert nicht, sie betet. Und in ihren Augen hat der Engel der ewigen Seligkeit seine Lichter entzündet.

Für das Mutterherz löscht der Tod alles aus. Die Mutter weiß eben nur eins, daß sie Mutter ist.

* * *

Auf Käthes Ruf ist Thomas Hüglin herbeigeeilt. Er steht an der Bahre des Verstorbenen und fühlt die Nähe des Todes. Das versöhnt ihn mit dem Groll des Lebenden.

In diesen schweren Tagen ist er der Frauen einzige Stütze. Er ordnet an, er erledigt das Geschäftliche und umgibt die beiden Einsamen mit zarter, wohltuender Rücksichtnahme.

So kommt der Tag des Begräbnisses heran. Unten im großen, heute schwarz ausgeschlagenen Salon steht auf schwarzem Katafalk der mächtige Zinksarg, der Friedrich Anton Moselers Sterbliches birgt. Auf hohen Leuchtern brennende Kerzen, dazwischen Palmen und Lorbeerbäume.

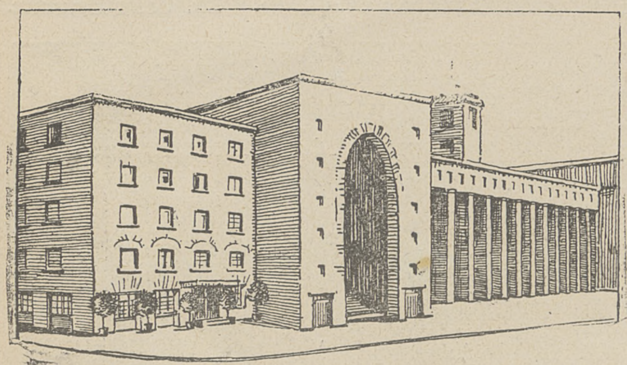
Dr.-Ing. Westermann, als nächster Verwandter des Hauses, machte die Honneurs. Auch Thomas Hüglin kommt und will ihm die Hand reichen; da wendet der andere sich brüsk um und läßt ihn stehen. Für einen Augenblick wallt jäher Zorn in Hüglin auf. Drohend folgen seine Augen dem Direktor, da begegnet sein Blick dem der Greisin, die sich in ihrem Sessel hat herabtragen lassen, um ihrem einzigen Sohn die letzte Ehre anzutun. Ihre klugen Augen haben den unerhörten Vorgang bemerkt. Und nun hebt sie langsam die welke Hand und winkt Hüglin an ihre Seite. „Lieber Thomas, Sie stehen meinem Hause und meinem Herzen nahe genug, um auch in diesem schweren Augenblick mir eine Stütze und ein Trost zu sein." Sie hatte es laut gesprochen, so daß es alle hörten und daß über Käthes bleiches, tränenüberströmtes Gesicht eine glutende Welle gleitet.

Und während der Priester die Leiche segnet, sitzt Frau Agnete groß, steil aufgerichtet mit starrem, tränenlosem Gesicht. Ihre beiden Hände umklammern die Rechte Hüglins, der an ihrer linken Seite steht. Es ist ihr, als fände in ihm sie den Halt in ihrem Leid, den Ersatz für den Sohn.

Fortsetzung folgt.

Die Reichsbahn als Hotelwirt.

Das erste deutsche Reichsbahnhotel in Stuttgart.



Das Reichsbahnhotel Stuttgart ist dem Betrieb übergeben worden. Es ist in den Hauptbahnhof eingebaut, enthält zunächst 68 Zimmer mit 80 Betten und 21 Bädern und stellt das erste Hotel seiner Art in Deutschland dar. Der ankommende Hotelgast gelangt vom Kopfbahnsteig des Hauptbahnhofs unmittelbar in das Hotel.

Das schöne München. / Ch. Kr.-H.

Wer sich mit dem Zuge der Stadt München nähert und. aus dem Fenster blickend, das Wahrzeichen Münchens — die massigen Frauentürme — schaut, dem jubelt wohl immer das Herz, ganz gleich, ob vor Wiedersehensfreude oder in Erwartung all des Neuen und Großen, das er nun bald schauen, bald erleben soll. Denn München schickt seinen guten Ruf weit voraus, und es gibt wohl keinen Besucher, der sich der Stadt nicht mit großen Erwartungen näherte. Und sie werden alle erfüllt, diese Erwartungen; ich habe wenigstens noch keinen Menschen gehört, der unbefriedigt von dannen gezogen wäre. Woher aber erklärt sich dieser Zauber, den München auf jeden fühlenden Menschen auszuüben vermag? Wohl zunächst durch seine Vielseitigkeit, denn in der Tat: München mag die Kunststadt, die Theaterstadt, die Musikstadt, die Alpenstadt, die Sportstadt, die Stadt der landschaftlichen Schönheit, oder auch die Stadt der Gemütlichkeit genannt werden, immer rechtfertigt sie ihren Namen voll und ganz: aber — und das ist noch weit wichtiger — immer bleibt sie das, was sie ist. Trotz dieser Vielseitigkeit gibt es keine Zersplitterung. München bleibt ganz und gar München, und der Münchener bleibt Münchener. Stadt und Bewohner haben ihren Charakter, und beide behalten sie ihn bei trotz des alljährlichen Fremdenstromes, den die Münchener Mauern aufnehmen.



München.

Es ist ein Genuß, durch die Straßen zu wandern, die schon an sich ein Bild bejahender Lebensfreude bieten. Da ist vor allen Dingen die stattliche Maximilianstraße, die am Ende gekrönt wird durch das sich stolz erhebende Maximilianeum. Von diesem müssen wir dann rückschauend einen Blick über die Stadt genießen, der sich als feste Erinnerung einprägt für unser ganzes Leben Aber auch anderen Straßen, anderen Plätzen zollen wir unsere ungeteilte Bewunderung, erwähnt seien nur noch die Ludwigstraße, Leopoldstraße, Prinzregentenstraße, der Marienplatz, Lenbachplatz und Odeonsplatz. Prächtig sind auch die vielen Brücken, die sich über die rauschende Isar spannen.

Der Fremde genießt München auf mannigfache Art, was ja bei der eben erwähnten Vielseitigkeit der Stadt erklärlich ist. Der eine mag vor allem um das Deutsche Museum hierhergekommen sein, das alles in sich birgt, was deutsche Wissenschaft und deutsche Technik nur zu bieten vermag; der andere besucht vornehmlich alle die wertvollen Kunstsammlungen: die Pinakotheken, Glyptothek, Schackgalerie usw., sowie die mannigfachen Kirchen; dieser ist begeistert vom Theater-, Opern- und Konzertleben, jener betrachtet München hauptsächlich als landschaftlich schöne Stadt und als Eingangstor in die deutsche Alpenwelt; viele lassen sich's aber am wohlsten sein beim Münchener Bier, beim Radi und der Weißwurst; bei welchen Genüssen alles einmütig beisammen sitzt, sei es im Halbdunkel der Bräuhäuser oder draußen im Sonnenschein der Riesengärten, wo sich keiner um des nächsten Namen und Stand kümmert, wo es nur Menschen gibt, über denen die Parole steht: „Gleiches Bier für alle!"

So kommt ein jeder auf seine Rechnung, und wohl keiner nimmt Abschied aus der Stadt an der rauschenden Isar ohne den festen Vorsatz des „Wiederkommens".

Aus der Sagenwelt der Uckermark. / Von Helga Dörner.

Es gibt wohl kaum einen Fleck im deutschen Vaterland, an den sich nicht irgendeine Sage oder Legende aus früheren, längst vergangenen Zeiten knüpft. Aber wie wenig wissen die augenblicklichen Bewohner oft davon. Als ich neulich einmal durch die Stadt Prenzlau ging, sah ich da zwei Knaben vor mir. Sie standen und schauten zum Mitteltum empor, auf dem sich das Bild einer Krähe befindet.

„Du, Herbert, was ist's eigentlich mit der Krähe?" — „Ich weiß auch nicht, aber ich werde meinen Vater mal fragen." Und damit wollten sie gehen. — „Aber, Jungens," trat ich ihnen da in den Weg, „ihr wollt Prenzlauer sein und kennt nicht einmal jene Sage von Primislav, dem Erbauer und ersten Beherrscher der Stadt." Und ich erzählte ihnen, wie jenem Primislav einst ein goldener Siegelring fortkam, wie er seinen Knecht des Diebstahls beschuldigte und denselben trotz dessen Leugnung von der Spitze des Mittelturmes, der ehemals an der Stadtmauer lag, herabstürzen ließ. Als sich längere Zeit darauf bei einer Jagd in der Spitze einer gefällten Eiche in einem Krähennest plötzlich der vermißte Ring fand, ließ der Fürst das Bildnis der Krähe auf dem Mittelturm anfertigen.



Prenzlau.

Die Knaben lauschten aufmerksam, und ich versprach ihnen, einen Spaziergang mit ihnen durch die Stadt zu machen und ihnen noch mehr zu erzählen. Wir gingen weiter und kamen an den Prenzlauer See, in dessen klarem Wasser sich die Sonne spiegelte. Ich erzählte den beiden von dem wunderbaren Gesicht, das am ersten Hornungstage des Jahres 1554 am Himmel gesehen worden ist. In einer dicken Wolke hatte man plötzlich die Gestalt Jesu Christi gesehen, wie er am Kreuze gehangen. Dann hatte sich das Bild langsam heruntergelassen und war in einer großen Feuersglut im Prenzlauer See verschwunden.

Weiter ging unser Weg. Nun standen wir vor der Neustädtischen Kirche, bei deren Anblick ich den Knaben von der armen Tagelöhnersfrau erzählte, die hier der Sage gemäß einst mit der Hilfe eines Zwerges eine Wanne Goldes gefunden haben soll.

In der Ferne sahen wir das bunte Treiben des Marktes. Es sah lustig aus: Die farbige Kleidung der Marktfrauen, die Zelte und die vielen Körbe mit Obst oder Gemüse gefüllt. Im Vorübergehen fiel mir ein Korb mit Kürbissen auf. „Da muß ich an den dummen Bauer Hans denken," sagte ich zu meinen Begleitern, „der ging einmal hier auf den Markt und ließ sich einreden, daß diese Kürbisse Pferdeeier seien. Er ging mit einem Kürbis nach Haus, setzte sich selbst vier Wochen auf das vermeintliche Pferdeei, um das Fohlen auszubrüten, schließlich aber bekam er es doch mit der Ungeduld. Und denkt nur, wie dumm er war! Er schlug den Kürbis gegen einen Stein, die einzelnen Stücke, die schon zum Teil verfault waren, flogen umher, und zwar das eine gerade in ein Gesträuch, in dem ein Fohlen schlief. Das Tier sprang erschreckt auf und lief davon, und der Bauer dachte, es sei sein ausgebrütetes Pferd; aber trotz aller Mühe konnte er's nicht mehr einfangen. Er ging schließlich traurig heim und gelobte sich, ein anderes Mal hübsch im Stalle sitzen zu bleiben, bis er das Ei ausgebrütet habe."

Dort hinten sahen wir jetzt den Turm der Marienkirche, der ersten Kirche des Landes. „Wißt ihr, daß in alter Zeit die Hünen gewaltige Blöcke gegen die Kirche geschleudert haben? Ueberall finden wir noch solche Steine, die ihr Ziel verfehlten. So liegt ein Stein in der Nähe von Sternhagen und Buchholz in der Heide, ein anderer auf den Feldmarken von Wichmannsdorf und Berkholz. Bei beiden kann man noch die Eindrücke von den fünf Riesenfingern sehen. Und von einem andern, in dem neun Löcher sichtbar sind, wird erzählt, daß der Teufel beim Kegelspiel in den Löchern seine Kegel aufgestellt hätte."

Die Knaben mußten nun heim; sie dankten artig und trollten sich ihres Weges. Ich aber freute mich, daß ich wieder einmal deutscher Jugend deutsches Heimatland nähergebracht hatte, und als ich meinen aufmerksamen Zuhörern nachschaute, fielen mir jene Worte ein, die Felix Dahn in seinem „Kampf um Rom" den Waffenmeister Hildebrand sprechen läßt: „Darum sollt ihr euer Volk wecken und mahnen überall und immer. Den Knaben erzählt die Sagen der Väter . . ."

Das Genie ohne Heimat

Zum 150. Geburtstage Heinrich von Kleist's

Er war ein Dichter und Mann wie einer.
Er brauchte selbst dem Höchsten nicht zu weichen.
An Kraft sind wenige ihm zu vergleichen,
An unerhörtem Unglück, glaube ich, keiner.

(Hebbel.)

Im Jahre 1777 wohnte in Frankfurt a. d. Oder in einem der alten Marienkirche gegenüberliegenden Hause der Hauptmann und Kompagniechef Joachim Frieorich von Kleist. Am 18. Oktober wurde ihm aus seiner zweiten



Aus Adolph v. Menzels Illustrationen zum „Zerbrochenen Krug“.

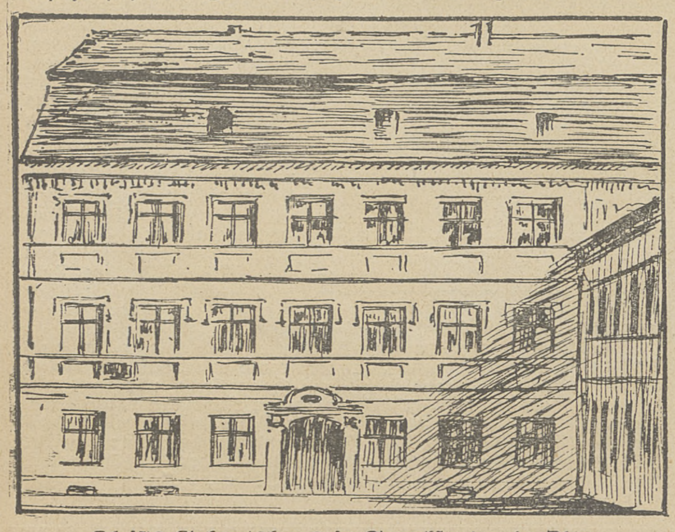
Ehe mit Juliane Ulrike von Pannwitz ein Sohn geboren, den er Bernd Wilhelm Heinrich nannte.

Heute befindet sich in diesem Hause eine Handelslehranstalt, ein Pianomagazin und der Laden eines Friseurs. Die Gedenktafel zur Erinnerung daran, daß hier einer der größten deutschen Dichter das Licht der Welt erblickte, wird man mühsam suchen müssen, sie ist so klein und unscheinbar, daß sie sich nur schwer entdecken läßt.

Dieses Versäumnis einer, zwar das Genie anerkennenden, aber in ihrer Dankbarkeit lässigen Nachwelt, müßte bald wettgemacht werden. Gerade dem Deutschland von heute ist Kleist besonders nahe und verwandt! In ihm verkörpert sich deutscher Geist in reinster und höchster Form, ein Geist, der wahre, phrasenlose Vaterlandsliebe ausstrahlte.

Heinrich von Kleist verbrachte eine glückliche Kindheit und von zwei Stiefschwestern schloß er sich besonders in aufrichtiger Liebe an Ulrike an, die sein ganzes Leben hindurch bis zu seiner letzten Stunde jener Mensch geblieben ist, dem er allen Kummer, jede Sorge und jede Hoffnung anvertraute. Noch als Kind verlor er Vater und Mutter. Im Alter von 14 Jahren trat er als Gefreiterkorporal in das Garderegiment zu Potsdam ein. Er war noch nicht sechzehnjährig, als er an der Belagerung der Stadt Mainz teilnahm, ebenso an der Schlacht von Pirmasens und an mehreren Gefechten. Dann kam er nach Potsdam zurück in Garnison.

Der zwanzigjährige junge Leutnant schien sich von seinen Kameraden nicht allzusehr zu unterscheiden: seine Lebensführung glich der der anderen — aber dies dauerte nicht lange. Er wurde grüblerisch, entfremdete sich der Potsdamer Gesellschaft und, ohne seine Familie zu Rate zu ziehen, nahm er insgeheim Unterricht in den Elementen der Philosophie und höheren Mathematik, sowie in den klassischen Sprachen, um sich zur Universität vorzubereiten. Er war nur noch äußerlich Soldat. Bald darauf nahm er seinen Abschied und übersiedelte in seine Heimatstadt, in der Absicht sich dem Zivildienst zu widmen. Im Grunde verriet noch nichts den künftigen Dichter: der Student war, wie berichtet wird, von überaus lehrhafter Natur, beinahe pedantisch, er hielt z. B. den jungen Damen seines Bekanntenkreises Vorträge. Eine aber war da, die seine tiefere Neigung gewann, die Tochter des Generalmajors von Zenge, Charlotte Wilhelmine, mit der er sich zuerst heimlich, dann öffentlich verlobte.



Kleists Geburtshaus in Frankfurt a. d. Oder.
Nur eine unscheinbare Gedenktafel weist darauf hin, daß hier einer der größten deutschen Dichter das Licht der Welt erblickte.

Er dachte daran, sich sobald wie möglich einen eigenen Herd zu gründen und zu heiraten. Von Minister Struensee, den er in Berlin aufsuchte, erhielt er eine Stellung am Zoll- und Akzisendepartement, war also nun ein wohlbestallter Staatsbeamter.

Beinahe plötzlich wirft Heinrich von Kleist dieses bürgerliche Lebensprogramm um. Aus geheimnisvollen Gründen, über die er sich nie klar ausgesprochen hat, reist er eines Tages nach Würzburg, erklärt, er leide an einer Krankheit, die ihn daran hindere die geplante Ehe zu schließen, trennt sich von seiner Braut, macht seinem Vorgesetzten vage Angaben über den Zweck jener Fahrt und wird von nun ab nirgends mehr für längere Dauer seßhaft. Er besucht Frankfurt a. M., sächsische Städte, hält sich in Böhmen auf, kommt nach Wien und es scheint, daß eine ewige Unrast ihn von Ort zu Ort treibt. In diesen Jahren läßt sich an dem jungen, nach Ansicht seiner Angehörigen und Freunde aus dem Gleis geratenen Menschen der steigende Hang zur Melancholie beobachten; er blickt düster in die Zukunft, ist weder mit sich noch mit dem Lauf der Welt zufrieden, leidet sichtlich und schwer an der Erniedrigung seines Vaterlandes durch Napoleon, plant nach der Schweiz und nach Südfrankreich zu gehen, wird jedoch nach Paris verschlagen und schreibt immer wieder Briefe an seine frühere Braut, in denen er den Gedanken



Heinrich von Kleist.
(Nach dem einzigen authentischen Bildnis, das wir besitzen.)

ausdrückt, es ginge über seine Kräfte, den Bund mit ihr zu lösen und er gebe die Hoffnung nicht auf, Ruhe und Gesundheit wiederzuerlangen.

Man drängt ihn zur Heimkehr. Er erwidert darauf: „Ich werde wahrscheinlich niemals in mein Vaterland zurückkehren. Ihr Weiber versteht in der Regel ein Wort der deutschen Sprache nicht: es heißt Ehrgeiz! Kann ich nicht mit Ruhm im Vaterland erscheinen, geschieht es nie!“

Ende 1801 begibt sich Kleist von Frankreich nach der Schweiz und landet in Basel. Aber auch dort ist seines Bleibens nicht lange und er übersiedelt nach Bern, wo er in Heinrich Zschokke einen freundlichen Berater findet. Er denkt daran, sich anzusiedeln, auf einem Bauerngut zu leben und vertieft sich in die Lektüre landwirtschaftlicher Bücher. Zu gleicher Zeit aber beschäftigen ihn jetzt, mehr als je, dichterische Entwürfe, vor allem ein Drama „Die Familie Schroffenstein“, das begonnen wird, aber unvollständig bleibt und nie abgeschlossen wurde. Auch mit dem Stoff eines anderen Dramas „Robert Guiscard“ ringt er. Die Bekanntschaft mit Wielands Sohn Ludwig hat zur Folge, daß Kleists Name zum ersten Male nach Weimar dringt: Ludwig berichtet seinem berühmten Vater in enthusiastischer Weise vom neuerstandenen dramatischen Genie und erreicht, daß dieser Kleist einladet und ihn auf seinen Landsitz in engste Hausgemeinschaft, beinahe wie einen Sohn, aufnimmt. Der weise Alte bemüht sich eingehend um seinen zurückhaltenden, geheimnisvollen Gast, gewinnt sein Vertrauen und Kleist erzählt ihm von den Entwürfen, die ihn erfüllen. Wieland ist hingerissen und prophezeit dem jungen Dichter eine große Zukunft. Weinend und kniefällig küßt Kleist ihm die Hände und nach Jahren noch hat er diesen großen Moment der Offenbarung den stolzesten Augenblick seines Lebens genannt.

Nachdem Kleist aus dem Hause Wielands geschieden war, begann für ihn wieder eine planlose Jagd von Ort zu Ort. Von Weimar treibt es ihn nach der Schweiz, von da nach Oberitalien und von hier nach Frankreich. Viele Monate hindurch ist er völlig unstet, um endlich im Juni 1804 nach längerer Abwesenheit wieder in Berlin aufzutauchen, jetzt ein wenig mehr gefestigt und sich mit dem Plane tragend, auf Grund der alten Beziehungen seiner Familie zum Königshause, vielleicht wieder Zutritt zum Staatsdienst finden zu können. Tatsächlich gelingt dieses Vorhaben und Kleist erhält den Posten eines Diätars an der Domänenkammer in Königsberg mit dem Gehalt von 600 Talern jährlich. Hier findet er endlich einen Ruhe-

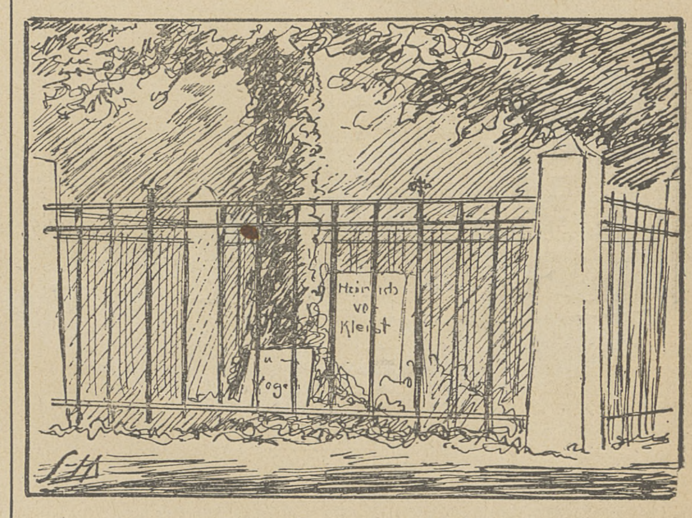


Nach einer Menzel-Illustration zum „Zerbrochenen Krug“.
(Gez. von Sander-Herweg.)

punkt, wenigstens vorläufig, und geht an die Ausführung des „Zerbrochenen Kruges“ sowie der „Penthesilea“; allein ihn beschäftigt es weniger, seine Stücke auf den Markt zu bringen, sondern, was ihn ganz erfüllt, ist das Schicksal seines Vaterlandes, das jetzt — im Jahre 1806 — in tiefster Erniedrigung schmachtet. Eines Tages nimmt Kleist mit ein paar Kameraden Urlaub auf Nimmerwiedersehen und wandert zu Fuß von Königsberg nach Berlin. Vor dem Tore der Hauptstadt werden die jungen Leute unter Spionageverdacht von Franzosen verhaftet und nach dem Fort Joux bei Besançon gebracht. Erst nach einem halben Jahr winkt ihm die Freiheit. Er läßt sich in Dresden nieder.

Hier umdüstert sich seine Stimmung bis zum Selbstmordversuch. Die Niederlage Napoleons in der Schlacht bei Aspern weckt in ihm neue Hoffnung und ein Jahr darauf kehrt er nach Berlin zurück und beginnt sein letztes Drama „Der Prinz von Homburg“. Das Stück gelangt im Berliner Nationaltheater zur Aufführung, wird jedoch abgelehnt, ebenso wie das „Käthchen von Heilbronn“, das Goethe ein „wunderbares Gemisch von Sinn und Unsinn“ genannt haben soll und das er nicht aufführen wollte, „wenn es auch halb Weimar verlangte“. Auch in Wien hatte das „Käthchen“ geringen Erfolg, es wurde nur dreimal gespielt, Kleist war nicht zugegen, wie es denn ihm kein einziges Mal vergönnt gewesen ist, selbst eines seiner Werke auf der Bühne zu erblicken.

In Berlin hatte Kleist eine schwärmerische, unheilbar kranke Frau kennengelernt, Henriette Vogel, mit der er eigentlich hauptsächlich nur den einen Berührungspunkt hatte, daß auch sie, ebenso wie er, den Tod herbeisehnte. Am 21. November 1811 erschoß Kleist auf einer Anhöhe am Ufer des Kleinen Wannsees seine Freundin und sich selbst. Der Abschiedsbrief, an seine Schwester gerichtet, enthielt die Worte: „Die Wahrheit ist, daß mir auf Erden nicht zu helfen war.“ Er hatte den Tod gewählt, weil er den Glauben an seine Zukunft, vor allem aber an die seines Vaterlandes, verloren hatte. **Dr. Ernst Brunner.**



Das Grab Kleists am Wannsee bei Berlin.
Die kleine Anhöhe, auf der der unglückliche Dichter mit seiner kranken Freundin aus dem Leben schied, ist mit zwei schlichten Steinen geziert.



Der Flugzeugführer Loose führt zusammen mit Pilot Starke das dreimotorige Junkersflugzeug im Etappenflug Norderney — Lissabon — Azoren — Neufundland — New York

Keystone



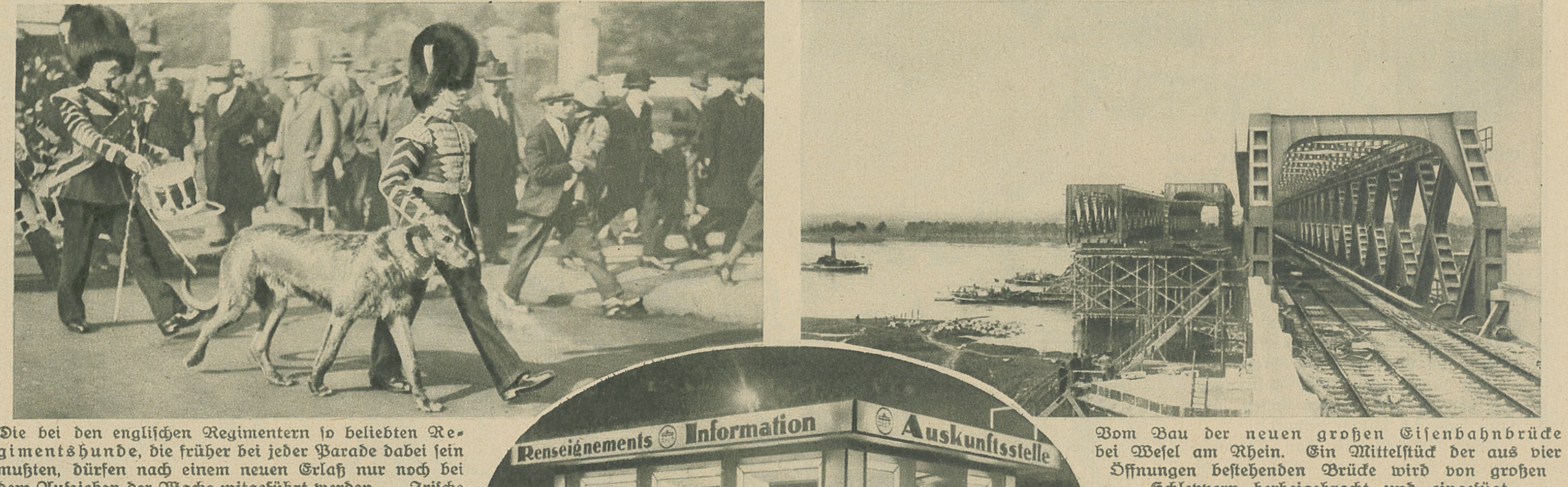
Herbstmeisterschaftsregatta des Allgemeinen Deutschen Automobil-Clubs auf der Havel. Fritz von Opel mit „Opel II“ in voller Fahrt

Schirner



Oberingenieur Georg Wulf, Mitinhaber der Focke-Wulf-Werke, stürzte mit dem neuerbauten Flugzeug „Ente“, dessen Bild wir auch in unserer Beilage kürzlich veröffentlichten, tödlich ab. Die „Ente“ hatte bereits einige erfolgreiche Probeflüge hinter sich

Stöcker



Die bei den englischen Regimentern so beliebten Regimentshunde, die früher bei jeder Parade dabei sein mußten, dürfen nach einem neuen Erlaß nur noch bei dem Aufziehen der Wache mitgeführt werden. — Irische Gardisten mit ihrem Regimentshund

Keystone

Vom Bau der neuen großen Eisenbahnbrücke bei Wesel am Rhein. Ein Mittelstück der aus vier Öffnungen bestehenden Brücke wird von großen Schleppern herbeigebracht und eingefügt

Presse-Photo



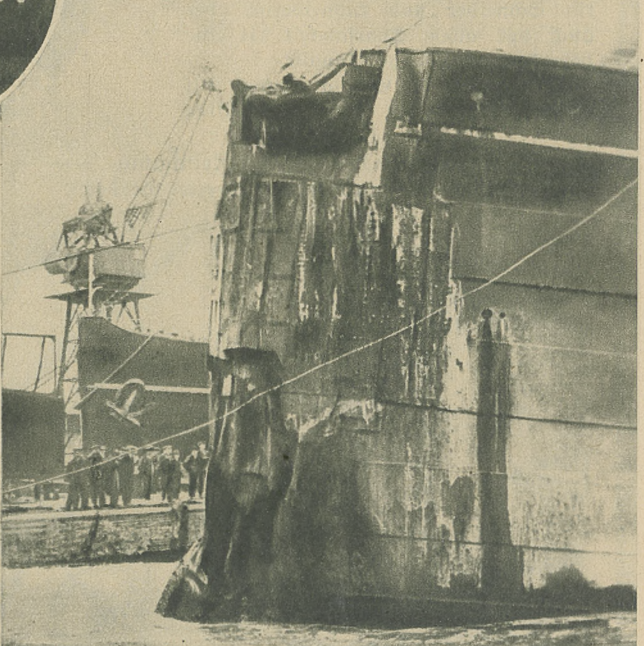
Eine wichtige Neueinrichtung für Fremde in der Reichshauptstadt. Vom Fremdenverkehrsamt der Stadt Berlin ist kürzlich eine öffentliche Auskunftsstelle auf der Straße Unter den Linden errichtet worden, deren Nachtaufnahme wir im Bilde zeigen

←← Indische Pfauenhändler in den Straßen von Bombay. Den feilgehaltenen Pfauen werden die Augen verbunden, damit sie auf der Stange, die der Händler auf dem Kopfe trägt, ruhig sitzen

Schlochauer

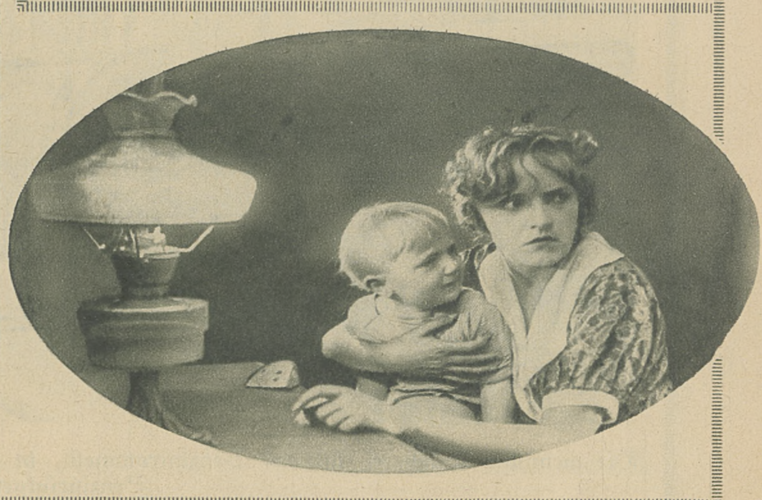
Der Bug eines englischen Schiffes nach dem Zusammenstoß mit einem Eisberg →→

Atlantic





Die Filmschauspielerin Mary Delschaft, die meisterhaft die Kunst der Maske beherrscht, wie die nebenstehenden Bilder aus dem neuen Matadorfilm „Die Ausgestoßenen“ beweisen



Du läßt dich chemisch reinigen?

Sonderbericht für unsere Beilage von E. Straß mit Sonderzeichnungen unseres Spezialzeichners R. Leonhardt

Schon die ältesten Völker hatten die Möglichkeit gehabt, ihre Kleider von Flecken zu befreien, allerdings nicht auf chemischem Wege, und ein Phöniker oder Römer hat sich sicher nicht gewundert, wenn bei tapferer Reinigung schließlich ein Loch oder deren mehrere herausspazierten.

Man kann sich noch heute davon überzeugen, daß buntfarbige Kavalier-Rokokouniformen oft sehr verwaschen aussahen, indem man solch ein Kleidungsstück nicht zur Reinigungsanstalt schicken konnte; man wusch den Anzug und befreite ihn auf diese Weise von „Fremdkörpern“, also von Flecken und anderen Überflüssigkeiten dieses Lebens.

Daß bei einer scharfen Behandlung dennoch oft die Flecke nicht beseitigt werden konnten, liegt klar auf der Hand. Und so mancher gefürchtete Minister, und auch mancher Fürst, mag sich schließlich damit abgefunden haben, daß eine Uniform auch mit kleinen Schönheitsfehlern noch ein oder mehrere Jahre weitergetragen werden mußte. —

Heute im Zeitalter des Benzins, da die chemische Reinigungskunst kleine oder größere Triumphe feiert, kann der Träger eines Anzuges getrost einmal Bratentunke über seinen Sonntagsanzug laufen lassen, und die Dame braucht nicht für ihr Kleid zu fürchten, wenn zufällig braune Schokolade ihr grün- oder rotseidenes Kleid mit ihrer flüssigen Gegenwart beehrt. Die Geschädigten werden wohl einen augenblicklichen Schreck bekommen, aber das Sicherheitsgefühl, daß alles rasch und schmerzlos beseitigt werden kann, läßt den Jammer und den Schreck nicht vertiefen . . . . . . Für ein paar Mark ist der Schaden bald behoben, und Bratentunke wie dunkle Schokolade werden rasch vergessen sein.

Gerade heute, da die Menschheit mit Gütern weniger gesegnet ist, denn Anno dazumal, sagen wir vor zwanzig Jahren, ist sie mehr auf die Wiederherstellung und Instandsetzung schon getragener Kleider angewiesen. Heute sagt der Hausherr nicht wie einst:

Einlieferung und Prüfung der zum Reinigen oder Färben bestimmten Stücke

„Ich muß mir wieder meine zwei Anzüge und einen Paletot machen lassen“. Der sparsam denkende Mann erklärt jedes Jahr seiner Frau:

„Mein liebes Kind, für einen Anzug reicht es vielleicht, die übrigen lasse wieder chemisch reinigen.“

Und als Gegenstück die Frau:

„Ich werde mein Kleid auftrennen, aus rosa braun machen lassen, und dann habe ich hübsch gespart.“

Schon insofern ist das Chemischreinigen heute etwas Wichtiges im Wirtschaftsleben und auf der Linie der Sparsamkeit geworden. Die Reinigung bedeutet eine große Konkurrenz für Schneider und Schneiderin, aber auch vor allem Sparsamkeit für eine besonders vielköpfige Familie.

Und heute, da wir ja einmal mit unseren Einkünften recht beschnitten

Die Fleckputzerei, in der nach der Reinigung → die Stücke nochmals nachgearbeitet werden

Die Färberei mit den gewaltigen Farbkesseln

sind, lassen wir auch der Zimmereinrichtung allerlei Gutes auf dem Wege der Reinigung und Färbung zukommen. Wir werfen nicht mehr eine Innendekoration, die wir uns infolge einer unsympathisch gewordenen Färbung übergesehen haben hinaus und verkaufen sie billig an einen anderen Zeitgenossen, sondern wir trennen sorgsam ab und die Kunst des Färbens gibt uns wieder Freude an dem „verstoßenen Sohne“, der mit offenen Armen wieder empfangen wird.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom rein hygienischen Standpunkt gesehen, ist heute eine gründliche chemische Reinigung dann und wann vonnöten. Man kann es nicht beim Ausbürsten und Ausklopfen bewenden lassen. Kleider, die wir täglich auf dem Körper tragen, sind Nester für Krankheitsbazillen. Man soll ein Kleid nach einiger Strapazierung nicht nur neu verschönen wollen, man soll auch hier von gesundheitlichen Erwägungen ausgehen und es von Zeit zu Zeit „chemisch reinigen lassen“.

In der Anstalt wird das Fett eines Gegenstandes gelöst, ohne es zu emulgieren. Im Gegensatz zur Naßwäsche wird bei der Benzinreinigung weder Farbe noch Appretur angegriffen.

Aus vielen Versuchen heraus ist es heute der chemischen Reinigungsanstalt möglich, in kürzester Zeit, also in drei oder vier Stunden, ein alt gewordenes oder stark „beflecktes“ Kleidungsstück zu versteinachen, bzw. zu verjüngen.

„Neues Leben blüht aus den Ruinen!“

Ein Anzug macht bei der Reinigung allerlei Bearbeitungsarten durch. Kunstgeübte Hände und neuzeitlichste Maschinen arbeiten mit wirbelnder Schnelligkeit.

Benzin entzieht im Verein mit der antiseptisch wirkenden Benzinseife kleinen Krankheitsbestien die Heimat und die Niststätte. Das Gewebe mit seinen Poren wird durchdämpft. Das alles kommt dem die Gesundheit liebenden Menschen zustatten.

Und wichtig vom sanitären Standpunkt ist auch die Entstaubung, bzw. die Reinigung deiner Portieren und deines Teppichs.

Die Chemie ist eine große Zauberin und sie wandelt dem Scheine nach Wolle und Baumwolle zur Seide und Baumwolle zu Wolle. Die Appretur erreicht Wunder, und allerlei leichte Gewebe werden äußerst geschmeidig gemacht, indem sie nebenbei oft einen seidigen, entzückenden Glanz erhalten.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Große Ausmaße nehmen die Räumlichkeiten solcher chemischen Reinigungsanstalten in der Großstadt zum Beispiel ein.

Sogleich nach Ankunft in der Fabrik werden die eingelieferten Gegenstände nach Art gesondert und Meister mit sachverständigem Blick prüfen alles Stoffliche, und wenn gar keine Aussicht vorhanden ist, eine Sache wieder gutmachen zu können, so wandert das betreffende Stück wieder zurück zum Auftragerteiler.



In der Naßwäscherei, — in den Bottichen das enthärtete Wasser

Eine chemische Reinigung von heute ist mit allen Errungenschaften neuzeitlicher Technik ausgestattet, und keine diesbezügliche Maschine darf fehlen. Man sieht Appreturmaschinen, man sieht Spannmaschinen, Plättmaschinen, Benzinrückgewinnungsmaschinen (diese wäscht, spült, zentrifugiert . . ., sie ist sozusagen ein Mädchen für alles).

Die Schutzvorrichtungen bei diesem feuergefährlichen Benzin sind erstklassig, und jede Feuersgefahr ist ausgeschlossen. Alle solche Fabriken haben große Benzintanks, die 20—30 000 Kilogramm von diesem köstlichen Naß fassen.

Die chemische Reinigung wäre heute noch viel teurer, wenn nicht durch diese modernen Maschinen eine Menge Benzin zurückgewonnen werden würde.

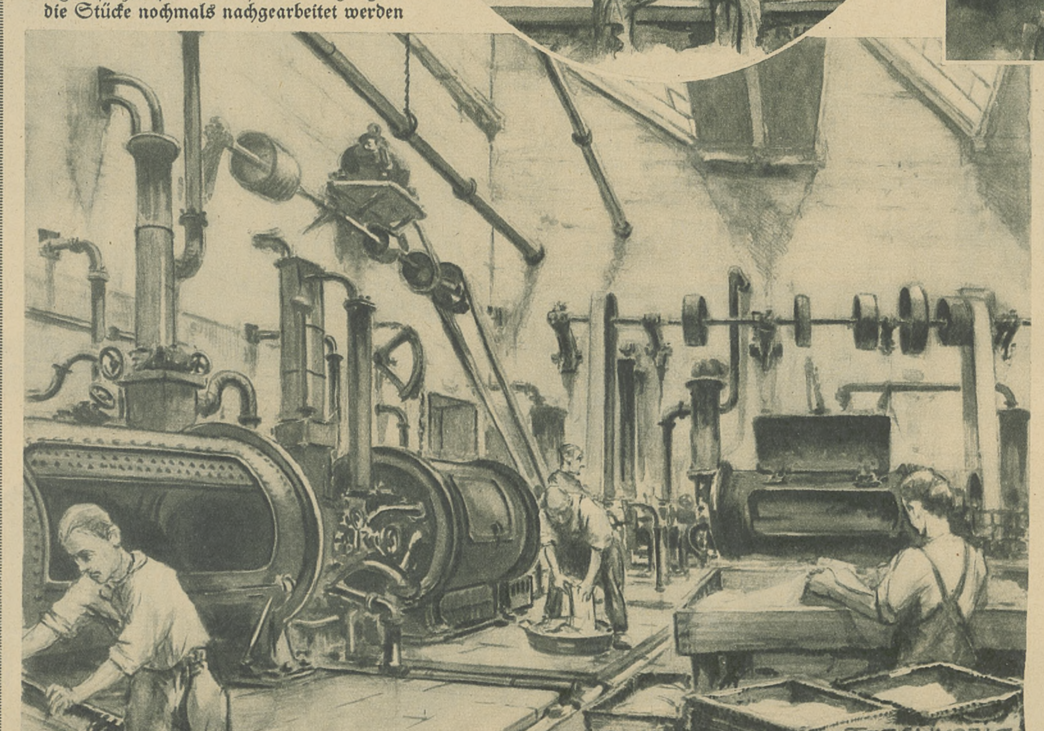
Interessant ist das Permutierungsverfahren, d. h. die Weichmachung des Wassers. Durch das weiche Wasser wird bedeutend günstiger gearbeitet. So z. B. wird ein Wasserhärtegrad von 8—9 auf Null Härtegrad herabgesetzt. „Reinstes Gebirgswasser.“

Eine neuzeitliche Reinigung besitzt große Säle, in denen ergiebig geplättet wird. Hunderte von Arbeitern und Arbeiterinnen sind dabei, hier Jacketts, Beinkleider und Damenkostüme mit ihren Plättmaschinen und Plätteisen wieder erstklassig instandzusetzen.

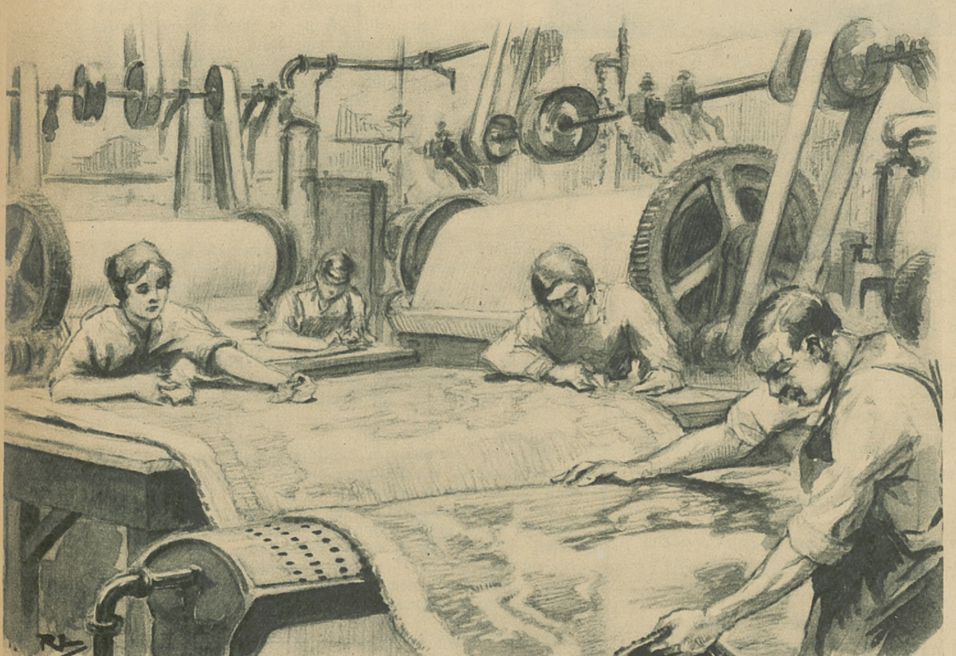
Große Räume gelten der Verjüngung edler und anderer Teppiche. Diese Teppiche werden vor allen Dingen entstaubt und dann gründlich in „chemische“ Arbeit genommen. Auf diese Art und Weise kommen Kleinasien und Persien wieder zu Ehren und zu ihrem Rechte.

Sieht man die fertiggestellten Stücke, dann ist man der Meinung, daß hier alles wieder neugeboren wird.

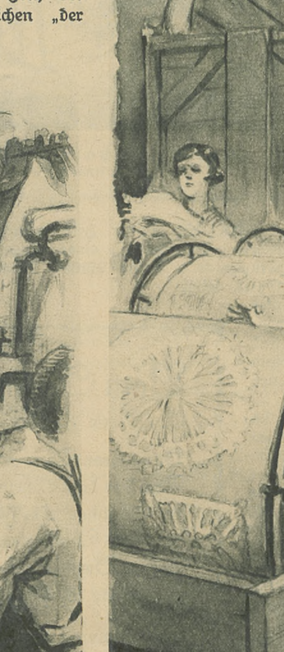
So ist die chemische Waschanstalt ein rechtes Kind unserer Zeit, der Zeit, die unter dem Zeichen „der Verjüngung“ steht. —



Die chemische Wäscherei mit den Benzintrommeln, in denen die Gegenstände mechanisch gewaschen werden, mit den Benzinrückgewinnungs-Apparaten



Die Teppichreinigung. — Fleck für Fleck wird einzeln vorgenommen, im Vordergrund das „Aufdünsten“



Die Behandlung von Spitzen und Gardinen, die mit Tausenden von Nadeln auf großen Walzenkissen festgesteckt sind



Herbstmorgen

Von Karltheodor von Puttkamer

Geräuschlos birsch' ich durch den Tann
im ersten Frührotschein. –
Oktober ist's und bunt der Wald;
was kann wohl schöner sein?

Zur Seite mir der treue Hund,
im Arm der Drilling ruht.
Und auf dem Kopfe sitzt mir keck
der grüne Lodenhut.

Hoch über mir ein Bussard kreist
mit hellem Katzenschrei,
Zwei Häher lärmen bunt und dreist,
Eichkätzchen huscht vorbei . . . .

Der Kranich zieht, die Graugans zieht –
und sinnend bleib ich stehen:
Frühling und Herbst – das alte Lied
vom Werden und Vergehen . . . .

Bitte an den Herbst!

Von Eva Brigitte Gaede

Herbst, wo kamst du her? Ist es denn wahr, daß der Sommer verrauscht ist, daß es keine warmen Nächte mehr gibt mit dem süßen Dufte blühender Rosen — keine heißen, sonnendurchglühten Tage mit den lichten, leichten Kleidern schöner Frauen?!

Herbst, warum siehst du mich aus wissenden Augen so seltsam an? Hattest du erwartet, daß ich dich mit offenen Armen empfange? Bist du traurig?

Sieh, ich weiß, warum dein Auge so bewußt mit einem dunklen Schein der Wehmut die Erde umfängt. Es tut dir in der Seele weh, daß du mit deinem Kommen so wenig Freude erweckst! Denn alle Herzen hängen an der reifen Schönheit des Sommers, und alle wissen, wenn der Herbst erst naht, dann folgt der Winter und bringt uns die grimmigen Winde des Nordens und Wolken, die schwer sind von der Fülle der weißen Flocken.

Mein Sommerglück, wo, wo ist es hin, Herbst?! Wo sind die frohen Sonnenstunden der sommerlichen Freude? Einen grauen Himmel mit unruhigen Wolken und grauem Regen hast du gebracht; und oft weiß unser Herz nicht, was es für eine Zeit ist! Soll der Frühling nun erblühen oder naht der Winter? So grau sind deine Tage, Herbst, daß alles versinkt, wie in einer bodenlosen Tiefe.

Nur an den kraftlosen, gelblichen Blättern, die vereinzelt zu Boden taumeln, ist es zu sehen, daß du eingezogen bist, Herbst! Beeile dich, daß du die trüben Wolken hinwegbläst, den Himmel blank fegst und deine leuchtenden Farben ausschüttest! Denn sieh, wir Menschen brauchen Licht und Glanz, Farben und Frohsinn und — noch etwas Schönheit! Wie armselig diese grauen Tage! Glaubst du, daß wir dich freudig begrüßen, wenn du so zu uns kommst?

Wir dürsten nach dieser wonnigen Sommerreife, nach mild beglückenden Tagen des Herbstes. Das Herz muß sich doch erst daran gewöhnen, daß es nun Herbst geworden ist. Drum beeil' dich und schenk uns strahlende Stunden mit leichten Wolken am hohen, klaren Himmel, golden flammenden Wäldern und Nächten, mit dem erhabenen Glanze der ewigen Sterne, das unsere Seelen erschauern vor der Größe und Allmacht der Natur. Schütte deine ganze siegreiche Kraft über die Welt, und wir wollen dich voll Freuden empfangen!!

Ich war im Wald . . .

Von Fritz Van Bergen

Ich war im Wald
und sah dem müden Sommer ins Gesicht.
Er war verstummt, sein Sang verhallt,
sein grünes Kleid war bunt und licht. –

Ich war im Wald,
und an dem Wege zitterte der Sonnenschein
wie mattes purpurhelles Gold.
Er lag mit warmem Glanz auf jedem Blatt
und glühte es in bunte Farben ein
und sprang auf Spinnwebfäden an den nächsten Baum;
dann hat er sich in meine Haare eingerollt.
Dort blieb er liegen, leuchtend, goldensatt,
und wärmte meine sehnsuchtheiße Stirn
und meine Augen, die im Herbst gewallt. –

Weit hinten flimmerte der Firn
in Flammenlohe. – Herbstgoldtraum!

Ich war im Wald . . . . . . !

Astern

Skizze von Maria Nemo

Bunte Astern blühten rings um das weiße Landhaus. Astern in hundert Formen und Farben. Auf breiten geschwungenen Beeten standen sie, — lachend und leuchtend — in verschwenderischer Fülle, — eine jubelnde Farbensymphonie im satten Grün der Rasenflächen, — umlodert von den Flammen herbstlicher Eichen, die breit und knorrig ins Licht des Spätnachmittags ragten.

Bunte Astern leuchteten um das weiße Haus. Blutroter Wein kletterte an ihm empor, an den Säulen der breiten Terrasse, bis empor zu den Giebelfenstern. Und darüber stand Tag für Tag ein Himmel, blaßblau wie glänzende Seide, — hell und schimmernd in unendlicher Klarheit. — —

Sie saßen zusammen auf der Terrasse, Klaus und sein junger Malerfreund, den er im Winter auf einer Mittelmeerreise kennen gelernt und liebgewonnen hatte.

„Wie wunderbar schön es bei dir ist“, sagte der Freund. „Nun, da ich diese Herbsttage bei dir verleben darf, — da ich versuche, diese sonnige Herrlichkeit im Bilde festzuhalten, — nun verstehe ich erst, warum du es nicht über dich bringen kannst, um diese Zeit von hier fortzugehen. Nur eins begreife ich nicht — verzeih, wenn ich vielleicht an Heiliges rühre — aber — warum hast du nicht geheiratet?“

Lange sah Klaus, ohne zu antworten, hinaus in die blühende Pracht des Parkes. Sein Antlitz war sehr blaß. Endlich sagte er leise, indem er sich erhob:

„So will ich dir auch dieses noch erzählen, worüber ich bis jetzt noch mit keinem Menschen redete, aber warte bis zum Abend. Im Dämmern läßt sich leichter davon sprechen!“

— — — — — — — — — — — — — — —

Langsam stieg der Mond über den Wiesen auf, — seltsam warm und weich war die Luft. Als der goldene Wein vor ihnen im Glase schimmerte, begann Klaus:

„Das ist nun schon zehn Jahre her. Die Mutter hatte ich längst verloren, aber Vater lebte noch und bewirtschaftete unser Gut hier. Ich selbst hatte meine landwirtschaftliche Ausbildung schon seit einiger Zeit beendet und war als Beamter auf mehreren Gütern tätig gewesen, da kam ich eines Tages nach Eichdorf. Der Besitzer war bei einer Jagd verunglückt. Seine Witwe leitete mit Hilfe eines Inspektors die Bewirtschaftung des Gutes selbst.

Als sie mir zum ersten Male auf der Schwelle ihres Hauses entgegentrat, — im weißen Kleid — mitten im Sonnenschein — glaubte ich ein junges Mädchen vor mir zu haben, und dieser Eindruck verließ mich nie mehr vollständig, selbst dann nicht, als ich wußte, daß sie schon einen fast erwachsenen Sohn hatte.

Rank und schlank war sie wie ein junger Birkenbaum im Frühlingswind. Leichtfüßig schritt sie durch Haus und Garten und die weiten Felder ihres Besitztums. Täglich war sie draußen, bei Regen und Sonnenschein, — in Wetter und Wind. Denn sie liebte ihre Erde mit einer tiefen Inbrunst der Seele, wie ich sie nie wieder an einer Frau kennen gelernt habe. Überall wußte sie Bescheid, kannte jedes Fleckchen ihrer Felder, den Stand jeder Frucht. Dabei ließ sie mir selbst volle persönliche Freiheit, besprach wohl alles mit mir, doch griff sie niemals in meine Anordnungen störend ein. Wir verstanden uns wirtschaftlich bald sehr gut, und jahrelang hätte ich dort bleiben mögen, wenn — ja wenn. — —“

Klaus hielt inne und hob das Glas zum Munde. Tiefer lehnte er sich im Sessel zurück, so daß sein Antlitz im Schatten der Säulen lag. Dann fuhr er fort:

„Achtundzwanzig Jahre war ich damals alt! Was hätte ich darum gegeben, zehn Jahre älter zu sein! Sieh, es gibt Frauen, deren Zauber wir unentrinnbar unterliegen müssen, besonders wenn wir so jung sind, wie ich damals war. Frauen, die, ohne es zu wollen, ohne sich dessen bewußt zu sein, für uns die Erfüllung all unserer Hoffnungen, unserer tiefsten Sehnsüchte in sich tragen, die alles in sich vereinigen, was uns lieb ist, weil ihr Wesen zugleich zarteste Keuschheit des Frühlings ist und brennende Sommerglut und leuchtende Klarheit des Herbstes.



„Der Landschaftsmaler im herbstlichen Land“
Nach einer Helioradierung von Bruno Zwiener

— — — — — — — — — — — — — — —

So war Evamarie — — — —

Viele Gäste gingen in ihrem Hause ein und aus. Neben ernster Arbeit liebte sie die Geselligkeit und hielt den Verkehr mit den Nachbarn aufrecht. Und man kam gern zu ihr, denn sie verstand es meisterhaft, Wärme und Harmonie um sich zu verbreiten. Nie langweilte man sich bei ihr, — Lachen und Frohsinn herrschte an ihrem Tisch, und immer sorgte sie dafür, daß Jugend um sie war.

Sie selbst tanzte leidenschaftlich gern. Ihr gertenschlanker Leib liebte es, sich dem Rhythmus der Musik hinzugeben. Als ich sie zum erstenmal federleicht beim Tanze im Arm hielt, ging es wie ein heißer Strom durch meinen Körper. Ich sah auf sie herab. Ihr Antlitz war wie in Freude getaucht, ihr weicher, roter Mund lächelte. Jung schien sie mir — blütenjung! — ‚Frühling du‘, flüsterte ich hingerissen. Da schlug sie die schönen Augen zu mir auf und ich erschrak fast vor dem leuchtenden Glanz, der mir daraus entgegenstrahlte. Dann fielen die dunklen Wimpern herab, und langsam stieg ihr das Blut in Stirn und Nacken. Einen Augenblick lang preßte ich sie an mich, — da schwieg die Musik, — lächelnd löste sie sich von mir. — Seit jener Nacht wußte ich, daß ich sie lieb hatte. Wie ein heimlicher Zauber war es zwischen uns, daß wir einander suchen mußten, nur um zu wissen, daß der andere da war — um einander in die Augen zu schauen — immer wieder. Nie fiel ein Wort zwischen uns in diesen Wochen, das nicht auch jeder Fremde hätte hören dürfen. Immer blieb sie die Herrin, die sich nie vergaß. Ich aber wurde fast krank vor Sehnsucht nach ihr. Längst war der Frühling gegangen, der Sommer kam mit der längeren Arbeitszeit, den größeren körperlichen Anstrengungen. Immer seltener wurden die Stunden, in denen wir uns plaudernd gegenüber saßen. Wir sprachen uns fast nur noch bei der Arbeit oder bei den Mahlzeiten. Heiß und duftschwer waren die Nächte, in denen ich oft schlaflos lag, aller Müdigkeit zum Trotz. — —

Aber auch Evamarie litt. Und als der rote Mohn am Feldrain blühte, küßte ich sie. Heiß und glühend wie der Sommer selbst lag sie in meinem Arm. Ach, was wußte ich vorher von Frauenliebe? Von ihrer Tiefe, ihrem unerschöpflichen Reichtum? Wieviel gab mir diese Frau in jenen Sommerwochen, da sie alle Schätze ihres Innern lächelnd vor mir ausbreitete, da sie über mich die ganze Glut ihres Empfindens ausschüttete — da sie königlich — mit königlichen Händen gab — immer nur gab — ohne doch je die eine feine Grenze zu überschreiten, deren Fallen unsere Liebe ins Alltägliche gezogen hätte.

So kam der Herbst. Schon färbte sich der wilde Wein und das Laub der Bäume. In ihrem Garten blühten wie hier die bunten Astern, die sie so sehr liebte. Täglich schritten wir zusammen durch das warme Gold der Herbsttage, über die umgebrochenen Felder, über erste grüne Saat. Sommerseide fing sich in ihrem dunklen Haar, — leuchtender wurde ihr Mund von Tag zu Tag, — tiefer der Glanz ihrer Augen. Eine wundersame Klarheit stand in dem Blick, mit dem sie oft hinausträumte in die sonnige Weite. Süß und schwer wie goldener Wein wurde ihr ganzes Wesen — und ich war wie berauscht, — ging einher wie im Taumel, daß ich darüber fast meine Pflichten vergaß — — —

Als aber die Blumen verblüht waren und der Herbstnebel zwischen den Bäumen hing, — sagte sie mir, — daß ich nun gehen müßte. — — — —

Ich war wie betäubt — sah sie nur immer an, — sie, die vor mir stand in der sinnverwirrenden Reife ihres Frauentums, die alle Tiefen meines Seins aufgewühlt hatte, wie nie ein Weib zuvor. — — Drei Tage schenkte sie mir noch — drei Tage, von denen ich nicht reden kann — Tage, die wie ein einziges, unwirklich leuchtendes Märchen waren.“ —

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Klaus schwieg. Ein leiser Duft des Welkens stieg aus dem monddurchglänzten Garten auf. Lange saßen sie stumm.

„Und Evamarie?“ fragte endlich leise, behutsam der Freund.

„Sie ist tot“, sagte Klaus heiser — stand langsam auf und schritt hinaus in die tiefe Stille der Nacht. —

Vom Sommer zum Herbst

Von Marie Rose von Anderten, z. Zt. Bad Elster

Das waren Tage ganz von Gold umsponnen!
Noch vor dem Scheiden bot mit beiden Händen
der Sommer lächelnd seine Fülle dar,
und alle Weite trank aus reichen Sonnen
uralten Segens nie erschöpfte Spenden
und badete im Licht sich rein und klar.

Ein Duften strömte aus dem Schoß der Erde,
ein leises Klingen sang in Mittagsgluten.
Und alles Leben wurde tief und wahr — —
und Reife mit verschwendender Gebärde
ließ einmal noch in Leuchten überfluten
den Kelch des Lichts in das erfüllte Jahr.

DIE · FRAU · UND · IHRE · WELT

Gibt es eine Tugendkrise der Frau?

Von
Elsa Maria Bud.

(Nachdruck verboten.)

Seit Hellpach, der berühmte Badenser Professor und Reichsminister a. D., das Wort von der Tugendkrise der Frauen wissenschaftlich stipuliert hat, will es nicht wieder aus der Oeffentlichkeit verschwinden. An allen Enden und von den verschiedensten Disziplinen her wird es aufgenommen, hin und her gewendet und dabei konstatiert, daß sein Inhalt sich tatsächlich in unserer Gegenwart auffällig bemerkbar mache. Der Nationalökonom, der Psychoanalytiker, der Rechtsanwalt für Ehescheidungen wissen ihr vorliegendes Material dahin zu deuten, daß die Zahl der Frauen, die wissentlich oder zuweilen auch getrieben die festgelegte Normierung des bürgerlichen Frauenlebens verwerfen, stark anschwillt, und daß eine rebellische und revolutionäre Stimmung des weiblichen Geschlechtes allgemein nebenhergeht und in ihrem Gesamtcharakter nicht mehr zu verkennen ist.

Der Zug, in dieser Zeit eines großen kulturellen Entwicklungsschubes die alten und oft genug herzlich schlechten Wege zu verlassen und Vorstöße zu neuen Lebensformen zu machen, ist nun allgemein und muß auch für das weibliche Geschlecht unbedingt zugegeben werden.

Aber Tugendkrise?

Um hier ins klare zu kommen, sei erst einmal zu fragen gestattet: Was ist Tugend?

Der Begriff kommt von den alten Kulturvölkern und hieß virtus bei den Römern, areté bei den Griechen und war nichts anderes als Tüchtigkeit. Seine rein sittliche Aus- und Umdeutung vollzog sich erst später und wurde nun vorzugsweise dem Weibe zubedacht, obgleich es einmal eine Eigenschaft bedeutete, die man nur Männern gab. Denn tüchtig, das ist tugendhaft, in Weisheit oder Tapferkeit, konnte damals nur der Mann sein. Der Sprachstamm von virtus weist ja auch darauf hin.

Im Nibelungenliede, dem großen Epos des 12. Jahrhunderts, heißt es dagegen völlig im heutigen Sinne „der Juncfrouwen tugende" gern als lobendes Beiwort. Der Jungfrauen und der Frauen „Tüchtigkeit" bestand nun jederzeit in der sexuellen Bestimmung und Bewahrung für einen Mann. Und wenn der ausblieb, dann für Enthaltsamkeit bis ans Lebensende. Das Bürgertum machte sich zum Träger und Vollführer des einseitigen Tugendbegriffes in der Sitte, während die obersten wie die untersten Stände nie nach seiner vollen Strenge gedacht haben.

Wenn nun also von Krise, das heißt einer Erschütterung dieser festen Bastion der bürgerlichen Gesellschaft, gesprochen wird, was berechtigt zu solcher Bezeichnung?

Die Lockerung der Frau aus dem festgefügten Familienverbande sicher an erster Stelle.

Als vor einem Vierteljahrhundert die ersten wohlerzogenen Bürgertöchter der Großstädte — beileibe nicht der Provinzstädte — zaghaft ins Geschäftsleben hineingesandt wurden, um ein Arbeitsfeld mühselig zu erobern und ein allerbescheidenstes Eigendasein als Buchhalterin, Sekretärin und ähnliches zu gründen, da sahen sie sich meist geschlossenem Widerstande der männlichen Kollegenschaft gegenüber, der sich an hübschen Mädchen mit Zynismus äußerte und ihnen eine Arbeitshölle statt einer Arbeitsstätte bereitete.

Und nicht nur dies: sie mußten eine Boykottierung innerhalb des eigenen Standes erfahren, hörten oft genug das schnöde Wort: „Mit Geschäftsmädchen kann man nicht verkehren." Wirklich, man hat es diesen Pionieren der weiblichen Tätigkeit außer dem Hause, den ersten weiblichen Angestellten so schwer als möglich gemacht, und ihnen sind Tugendkrisen nicht erspart worden, die aber von außen her bedrängten, und nicht aus ihrem eigenen Innern kamen.

Heute dringt in eine verwandelte Welt die Nötigung des Broterwerbes auch für die Ehefrau, und heute ergreift das junge Mädchen nicht mehr eine schnell erlernbare Tätigkeit für einige Jährchen bis zur Heirat, sondern sie weiß, daß es einen Beruf fürs Leben aufzubauen gilt, den man liebhaben soll und der die Selbständigkeit der Existenz bietet. Es wird ernst mit der autonomen Lebensführung des weiblichen Geschlechts; Zügel, Maulkörbe, Schranken müssen weichen, die Frau geht in die Welt. Es braucht nicht die weite Welt zu sein, nur den jahrtausendalten Platz im Hausinnern — weniger dem Worte, aber dem Geiste nach ein abgesperrter Raum —, den gibt in diesen Jahren ein sehr großer Teil von Frauen auf für ein härteres, aber freieres Los.

Und es mag sein, daß reife und alternde Ehefrauen angesichts dieses Exodus, der ja nicht ganz freiwillig ist, vom Gefühl überkommen werden, sie hätten zu leben versäumt. Es wären ihnen in der Pflege von Mann, Kindern, Kleidung und Zimmern die Jahre nutzlos verronnen und ihr Leben ginge unaufhaltsamem Leerlauf entgegen. Diese Krise kann und wird zeitweilig auch die „Tugend" durchbrechen; von etwas Allgemeinem wird kaum die Rede sein können.

Die anderen aber, die draußen stehen, die zur Unterschätzung des geschützten und versorgten Daseins einer Hausfrau gar nicht erst kommen, sie sehen freilich, daß die Welt von Männern gemacht ist, die Gesetze von ihnen geschrieben sind, die Posten von ihnen verteidigt werden und es ein schrittweises Vordringen ins Neuland heißt, das Kämpfe schärfster Natur in sich birgt und vor denen der Gott Eros mit Schaudern flüchtet.

Sie wollen ihn dennoch halten, den Liebesgott; sie wollen keine Moral mit doppeltem Boden mehr gelten lassen, und die wildesten der neuen Stürmerinnen gestatten sich wohl auch eine Lebensführung „à la Mann", also unter Verneinung des herkömmlichen Tugendbegriffes.

Sie sind keineswegs Schrittmacher, oder vorsichtig gesagt, sie sind es noch nicht. Die große Mehrzahl aller, auch der recht modernen Frauen, hält an ihrem Gefühl fest, sich für den Mann zu bewahren, den es immer auch den Vater seiner Kinder nennen möchte, und auf den zu hoffen so viele nicht müde werden.

Das Dilemma für das Weib ist groß; die Ehe ist keine Schranke mehr für die neuen Strömungen, und sie ist auch in den meisten Fällen kein Hafen mehr, den der Sturm nicht erreicht. Der Frau höchste Gabe, Mutter sein können, ihre einzige wirkliche übermächtige Leidenschaft hierfür, muß abgedrosselt und stumm gemacht werden. Zwei Kinder, dann nur ein Kind — nun kein Kind mehr, da sie geradezu wirtschaftliches Unglück bedeuten, so sehen die meisten Ehen der Städter aus.

Die Frau kommt zum Bewußtsein ihrer Lage; sie hat sich innerlich zu entscheiden, muß voll aktiv sein.

Es ist Wachstumskrise, keine Tugendkrise.

Kinderwohlfahrt.

Von
Anne-Marie Mampel.

(Nachdruck verboten.)

Nach den schweren Schäden, die Kriegs- und Nachkriegszeit der Volksgesundheit und dem Volkswohlstande zugefügt haben, bedürfen wir mehr denn je einschneidender Fürsorgemaßnahmen: Altersheime, Tuberkuloseheilstätten, weitestgehende Hilfe für Schwangere und Kranke jeder Art, vor allem aber Wohlfahrtseinrichtungen, die den Kindern, als den Trägern der Zukunft, zugute kommen, sind zu dringenden Tagesforderungen geworden, und es geschieht in dieser Hinsicht von den zuständigen Stellen tatsächlich, soviel ihre Kräfte und Mittel erlauben.

Ganz besonders ist auch die Industrie an den Fürsorgebestrebungen beteiligt, und wenn wir an dieser Stelle einen kurzen Ueberblick über die mustergültigen Einrichtungen einzelner großer Firmen für das Wohl der Kinder ihrer Angestellten und Arbeiter geben, soll damit nur ein Querschnitt durch das umfangreiche soziale Liebeswerk unserer Zeit gezeigt werden.

In reizender Gegend, an den Ausläufern des Bergischen Landes, liegt das Kinderheim Heidhausen, eine von dem berühmten Stahlwerk in Essen geschaffene Heim- und Erholungsstätte für Kinder der Werksangehörigen. Fünfzig Kinder können hier gleichzeitig untergebracht werden. Zu ihrer Erholung sind große Wald- und Gartenanlagen, Spielplätze, eine Liegehalle usw. angelegt worden. Die von einem Arzt beaufsichtigte und von Kindergärtnerinnen geführte Anstalt liefert den Kindern auch die Kleidung.

Eine bekannte optische Firma in Thüringen erhält aus der großzügigen Stiftung ihres Gründers sogar ein eigenes Werk-Kinderkrankenhaus, in dem 80 kranke Kinder und 20 pflegebedürftige Säuglinge Aufnahme finden. Ferner unterhält sie aus denselben Mitteln eine Krippe für Kinder von ein bis zwei Jahren, und in einem der lieblichsten Badeorte Thüringens werden das ganze Jahr hindurch je 60 Kinder zu einer vierwöchigen Solbadkur in einem eigens dazu errichteten Krankenhaus untergebracht. Zum Therapeutikum Jena, das der Bekämpfung der Kindertuberkulose in Thüringen dient, gab die Firma außerdem das Baugelände.

Ein namhafter Berliner Industriekonzern hat 1912 ein modern eingerichtetes Kinderheim mit schönen Parkanlagen gebaut. Seine Fürsorge ist den Altersstufen entsprechend gegliedert. Sie umfaßt zunächst die Beratung und kostenlose Behandlung der werdenden Mutter und die Ueberwachung des Gedeihens der Kleinen bis zum sechsten Jahre. Außerdem werden Wanderkörbe mit Säuglingswäsche verliehen, die alles enthalten, was das Neugeborene braucht, und Schwangere und junge Mütter kostenlos mit Stärkungsmitteln versehen.

Für Vorschulpflichtige ist die Kleinkinderschule bestimmt, in der sie unter Leitung einer staatlich geprüften Kleinkinderlehrerin und einiger Helferinnen beschäftigt und morgens und nachmittags mit Milchkaffee oder einem Süppchen gespeist werden.

Zwei Horte, einer für Mädchen, der andere für Knaben, sorgen für die schulpflichtige Jugend, die sie nachmittags aufnehmen. Hier werden unter Aufsicht von Hortnerinnen die Schularbeiten gemacht; Handfertigkeitsunterricht und Spiele sorgen für Zerstreuung.

Jungen Mädchen ist in der Haushaltungsschule Gelegenheit zu gründlicher hauswirtschaftlicher Ausbildung gegeben.

Besondere Sorgfalt wird der Kräftigung und Erholung größerer Kinder zugewandt, die auf Grund eines ärztlichen Zeugnisses in ein vom Konzern errichtetes, an der Ostsee gelegenes Heim geschickt werden, das 800 Pfleglinge aufnimmt, deren Eltern, sofern sie nicht überhaupt aller Kosten enthoben sind, nur einen geringen Bruchteil der Aufenthaltsauslagen zu tragen haben.

Eine große Tuchfabrik in Schlesien endlich teilt ihre Wohlfahrtsmaßnahmen ein in Kinderfürsorge, der eine Krippe, ein Kindergarten, ein Hort und ein Walderholungsheim zu Gebote stehen, in Jugendfürsorge, die Vormundschaften, Schutzaufsichten, Erholungsstätten und Jugendbünde vorsieht, und in Fürsorge für Hilfsbedürftige, der die Schwangeren und kinderreiche Familien überwiesen sind, wie auch die Kranken und Tuberkulosen, und gibt außerdem durch Näh- und Hauswirtschaftskurse und eine umfangreiche Bibliothek Gelegenheit zu praktischer und geistiger Ertüchtigung, die vornehmlich der Jugend zu Nutz und Frommen dient.

Sie zu gesunden, arbeits- und lebensfrohen Menschen reifen zu lassen, ist Zweck und Ziel allen sozialen Bemühens. Und wenn man erwägt, was getan wird, um die zarten, dem harten Lebenssturm preisgegebenen jungen Körper und Seelen vor Gefahr zu schützen und Wurzel in der Heimaterde schlagen zu lassen, sagt man sich, daß diese Saat auch Frucht tragen wird. Daß diese jetzt noch Kindlichen und Jungen, wenn sie erst erwachsen sind, dem Leben anders gegenüberstehen werden, als ihre Eltern und Voreltern es taten. Daß Leibespflege, Hygiene und dadurch gehobene äußere Daseinsform Hand in Hand gehend mit geweckter Freude am eigenen Wissen und Können, den Mann zu zielbewußt und froh geleisteter Arbeit, die Frau zu mustergültiger Haushaltsführung und sachgemäßer Betreuung ihrer Kinder führen wird und daß so ein Geschlecht heranwächst, dem die körperliche und sittliche Kraft zum Wiederaufbau innewohnt.

Was junge Eheleute haben sollen.

(Nachdruck verboten.)

Es ist gut,

wenn der Ehemann starke Füße hat, um bei ehelichen Auseinandersetzungen fest auftreten zu können;
wenn die Ehefrau kräftige Arme hat, um nötigenfalls den Pantoffel schwingen zu können;
wenn der Ehemann eine gewandte Hand hat, um, frühmorgens heimkommend, geräuschlos den Hausschlüssel umzudrehen;
wenn die Ehefrau keine zu empfindliche Nase hat, damit sie auch starken Tabak seitens des Ehegatten vertragen kann;
wenn der Ehemann bisweilen ein dickes Fell hat, um gelegentlich eine Gardinenpredigt geduldig über sich ergehen zu lassen;
wenn die Ehefrau keine zu verwöhnte Zunge hat, um nötigenfalls auch einige Tage ohne Pralinen leben zu können;
wenn der Ehemann ein gutes Rückgrat hat, um der Putzsucht der Gattin nötigenfalls energisch Einhalt zu tun;
wenn die Ehefrau kein zu scharfes Gehör hat, auf daß sie bei nächtlicher Rückkehr des Gatten nicht unnötig aufwacht;
wenn die Eheleute gute Augen haben, um sich gegenseitig durchschauen zu können;
wenn die Eheleute schmale Finger haben, um bei beiderseitigen Schwächen dadurchsehen zu können....

J. L.

Kakteenzucht und -sucht.

(Nachdruck verboten.)

Wo findet man heute nicht dieses Gewächs? Bei groß und klein, bei hoch und nieder, in Villen, Mietwohnungen, möblierten Zimmern. Kakteen sind Mode geworden.

Hat man einmal so ein Gewächs zu Hause, so gibt es nur zweierlei: entweder die Pflanze geht gleich ein, oder sie wird fruchtbar und wird dadurch zum Familienereignis. Schon nach wenigen Wochen muß man einen Ableger wegnehmen, und schnell haben wir jetzt zwei Lieblinge. Und so geht es rasch hintereinander fort. Jedes kommende Geschenk besteht jetzt nur mehr aus Kakteen; und man bringt damit mehr Freude ins Haus als mit irgend etwas anderem. Blumentische, Fensterbretter wimmeln allmählich von diesen stacheligen Gewächsen; Tische werden extra dafür fabriziert; an Unterhaltungsstoff gibt es jetzt keinen Mangel mehr; jedes einzelne Pflänzchen wird genau besprochen. — Ganz unter uns gesagt, auch ich bin von der neuen Krankheit, der Kakteensucht, befallen, und ich habe den sehnlichsten Wunsch, recht viele von diesen Ungetümen zu besitzen. Es ist nur ein Glück, daß sich diese Pflanzen gar so schnell von allein vermehren und ich dadurch leicht einen recht reichhaltigen Blumentisch mein eigen nennen kann.

Dann will ich euch noch eine Schlauheit von mir verraten: Bin ich bei meiner lieben Freundin, natürlich auch einer passionierten Kakteenliebhaberin, und erzählt sie mir von ihren Lieblingen, so höre ich ihr mit einem solch gut gespieltem Interesse zu, daß sie gar nicht anders kann, als mir einen Ableger zu schenken, dem ich dann natürlich meine ganz besondere Sorgfalt angedeihen lasse. Macht es ebenso und hört immer mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn euch euer lieber Freund von seinen Kakteenkindern vorschwärmt; vielleicht widerfährt euch dann auch das Glück, Ableger geschenkt zu bekommen. Und dadurch könnt ihr leicht zu einer Kakteensammlung gelangen.

Isabella.

Häusliche Geselligkeit.

(Nachdruck verboten.)

„Um des Lichts gesellige Flamme sammeln sich die Hausbewohner" — und die guten Freunde und Bekannten. Denn die Winterzeit naht wieder heran, die Menschen rücken enger zusammen, denn je kälter draußen die Erde, die Welt, das Leben werden, desto mehr bedarf man der inneren Wärme, desto mehr ein Mensch des anderen. Darum ist ja der Winter die Jahreszeit der Geselligkeit. — Geselligkeit! Ach —, wie mancher seufzt und denkt dabei an den schmalen Geldbeutel, an die ungeheuerlichen Preise für all die schönen Genußmittel, die ehedem mit dem Begriff der „Geselligkeit" zusammenhingen! — Aber haben wir denn nichts gelernt von dem letzten Jahrzehnt? Klingt nicht durch jede Stunde des Heute die Mahnung: „Werdet einfacher! — Kehrt zurück zu den schlichten Ansprüchen eurer Ahnen in Bürgerkreisen! Man kann auch heiter sein bei mäßigen Ansprüchen!" — Ja, man kann es. Wie wäre es mit dem alten „Kränzchen"? Nicht mit dem vormaligen „Kaffeekränzchen der Hausfrau" oder dem „Skatklub" des Hausherrn, noch dem „Lesekränzchen" oder „Theaterkränzchen" der höheren Töchter und Jünglinge! Mit einem rechten gemütlichen „Familienkränzchen", zu dem sich drei bis fünf eng befreundete Familien mit Kind und Kegel zusammentun, um ein- oder ein paarmal in der Woche abends „zum Lichten" — das heißt nach dem etwas früher eingenommenen Abendessen — zu ein paar Stündchen des Plauderns, gemeinsamer Lektüre oder Musikübung, zum Gesellschaftsspiel u. ä. abwechselnd bei dem und jenem zusammenzukommen? Bewirtung gleich Null — etwas Obst, Keks, eine Zigarre, ein Glas Bier für die Herren? — Daß die Abende abwechslungsreich werden, ist Sache der jeweiligen Wirtin.

F. G.

Pompadour aus einem Taschentuch.

(Nachdruck verboten.)

Um zum hellen Kleide ein passendes Handbeutelchen zu haben, heftet man an den Rand eines Taschentuches an jeder Seite drei bis vier kleine knöcherne Ringe, und zwar so, daß die Ecken des Tuches zierlich nach außen umgeschlagen werden. Zum Schluß zieht man eine weiße Schnur oder ein farbiges Band durch die Ringe, und das kleine Handbeutelchen ist fertig.

M. H.

Die praktische Hausfrau.

f. Schadhafte Mitte der Teppiche, wie sie sich oft unter vielbenutzten Plätzen der Eßtische usw. findet, kann man bei schweren Teppichstoffen sehr schlecht ausbessern oder stopfen. Ist der andere Teil des Teppichs noch tadellos, so hilft am besten die Teppichwebefabrik, die den schadhaften Teil unsichtbar ergänzt durch Einsetzen. Scheint die Ausgabe nicht mehr lohnend, weil der Teppich zu alt und verbraucht ist, so zerschneidet man ihn an der entzwei gegangenen Stelle, entfernt alles Schadhafte und näht ihn dann entweder wieder zusammen oder zerteilt ihn in kleinere und größere Vorlagen, die man — mit Borte sauber eingefaßt — vor Betten, Divan, Nähtisch oder im Flur praktisch und brauchbar verwendet.

f. **Holzlöffel, die Obstflecke aufweisen,** kocht man eine Viertelstunde in einer Chlorkalklösung. Man nimmt dazu auf ein Liter Wasser vier Gramm Chlorkalk. Nach dem Kochen wässert man die Löffel längere Zeit unter häufiger Erneuerung des Wassers.

f. **Um blaue Flecken infolge von Stoß oder Schlag zu verhüten,** nehme man etwas trockene Stärke, feuchte sie ganz wenig mit kaltem Wasser oder noch besser mit Glyzerin an und lege sie auf die verletzte Stelle. Dies soll sogleich geschehen, um die Einwirkung der Luft auf die Haut zu verhüten; es hält die Geschwulst ab und befördert die Heilung.

Für die Küche.

f. **Aubergine.** Die gurken- oder eiförmigen Früchte werden der Länge nach zerteilt, in zerlassener Butter mit geriebener Semmel, Salz und Pfeffer paniert und in der Pfanne gebraten. (Man kann sie natürlich auch in dicke Scheiben schneiden.) Am besten mit Tomatensoße, der man etwas Fleischextrakt zugefügt hat, servieren.

f. **Gespickter Hecht mit Tunke.** Der Fisch wird geschuppt und ausgenommen, von beiden Seiten die Haut am Rücken abgezogen und dann gespickt. In eine irdene Bratpfanne legt man eine Bratenleiter, gibt geschnittene Zwiebeln hinein, legt den mit Salz bestreuten Fisch darauf, legt Butter daran und gießt so viel Wasser hinein, daß es bis unten am Fisch steht. Nun wird der Fisch so lange in der Röhre gebraten, bis die Luftklappen zurückstehen und sich das Fleisch oben, wo er gespickt ist, ablöst. Inzwischen hat man die Tunke dazu auf folgende Art bereitet: Lasse Butter zergehen, gib 3 bis 4 Löffel Mehl hinein und verrühre dies gut. Dann kommt das Fischwasser und etwas Fleischbrühe daran, der Saft von 1 bis 2 Zitronen, 1½ bis 2 Löffel mit Zwiebeln gewiegten Sardellen, man läßt dies durchkochen und zieht die Tunke mit 6 Eigelb ab, die man zuvor in 1½ Tassen Weißwein zerquirlte. Das gekochte Milchfleisch des Hechtes wird in kleine Würfel geschnitten und hierüber die Tunke durch ein Haarsieb gerührt, in passender Schüssel angerichtet. Wird der Fisch angerichtet, kommt er ganz auf die Schüssel, wird mit zerlassener Krebsbutter befüllt, mit Kapern bestreut und mit Krebsschwänzen und Austern belegt.

f. **Traubenvulkane.** Kleine runde Brötchen (die Rinde wird leicht abgerieben) übergießt man mit kalter, süßer Sahne, drückt sie sehr vorsichtig aus, wendet sie in zerrührtem Ei, dann in geriebener Semmel, füllt sie mit frischen Weinbeeren und bäckt sie im Fettbade goldbraun.

Frauenfragen

Hohes und Niederes bei Frauen der Gegenwart.

Von Lia Deipser.

Von verschiedenen Seiten werden Versuche gemacht, um die Frauenwelt, zur Wahrung der Würde in Kleidung und Haltung aufzurufen, gegenüber einer Mode, die eher das Gegenteil vorschreibt und durchsetzt.

Ja, sie setzt es durch! Das Straßenbild des Tages überzeugt davon auf Schritt und Tritt. Ich denke jetzt an die Stadt, in der ich lebe. — Ein Zentrum, das gewiß nicht allein um seiner Regsamkeit und Geschäftigkeit wegen dem flüchtig Durchstreifenden zu schauen gibt, sondern das auch dem tiefer Greifenden von ernster Bemühung um neues Werden erzählt, von intensiver Arbeit an den Fragen der Gegenwart. Es gibt Menschen hier, die zu den Tüchtigen zählen, Männer und Frauen.

Begegnen wir ihnen draußen? Immer wieder fällt mir auf, selbst auf dem kürzesten Wege: die geistige Potenz innerhalb des menschlichen Gepräges der Straße gibt der Mann, nicht die Frau. Bei ihm sehen wir die ernstbewußte Gangart, die feine Kopfhaltung, den gesammelten Gesichtsausdruck, bei ihm die Sorgfalt und den Rhythmus der Gebärde, die inhaltsvolle, gemäßigte Eleganz der Kleidung. Oft genug stellt er den Typus des modernen Menschenwillens in erfreulicher Gestaltung dar. Schon wie unbefangen genug es zu sehen! Nach Frauen entsprechender Art aber müssen wir suchen, wenn wir unterwegs sind. Wir treffen viele, nur nicht solche, denen wir uns verwandt fühlen, nur nicht die, von denen wir vermuten, sie bauten mit uns am Besserwerden alles Seins. Da ist die Dame von Welt, die sogenannte, in ihrer sehr unpersönlich vornehmen Kleidung und Haltung, mit dem ewig diskreten, unbeschwerten Antlitz; da ist die stets einkaufende Hausfrau, die selten richtig ausweicht, mit der Leidensgenossin redlich, nur viel zu laut plaudert, im Mienenspiel müde und unbeherrscht, in der Bewegung oft voll Abgenutztheit und Ueberdruß; da ist das Heer der jungen Mädchen: für den Beschauer in der Tat schwer zu klassifizieren. Verkäuferinnen, Schülerinnen, Haustöchter, Schauspielerinnen, sie alle sind überwältigend uniform, ja, uni: in Körper, Gesicht, Gewand und Schuh, in der Art zu lächeln, zu stehen; man glaubt, ein Filmregisseur sei dauernd irgendwie hinter ihnen und durchdringt sie von der ungeheuren Wichtigkeit einer augenblicklichen Szene. Eine unsichtbare Mechanisierung reiht sie alle wie an Draht, spannt sie zu einer Fix- und Fertig-Elastizität, die auf gewisse Gemüter reizvoll wirken mag, in Wahrheit aber erschreckend, entgeistigt, ja, gewöhnlich ist. Aber wo sind die jungen Lehrerinnen, wirst du fragen, die Studentinnen und Musikerinnen, wo sind die geistig und seelisch Selbständigen, Schaffenden? Schreiten sie nicht anders als all die einander ähnlichen, erfreuend durch Maß uund Geformtheit, erfrischend durch lebendigen Schwung? Veranlassen nicht sie wenigstens ein Blicken des Mannes, das von noch etwas Selteneren widerscheint als der längstgewohnten banalen Neugier und des längstbequemen Gefallenfindens?

Es gibt solche, gewiß, aber sie bilden kaum eine unterscheidbare Schattierung im Städtischen Hin- und Hergetriebe, noch weniger geben sie der Frau als Außenerscheinung einen bestimmenden Stempel. Und doch wird gerade heute von der weiblichen Seite nicht nur Gutes, sondern sogar Eigenartiges geleistet, und schauen wir in das Leben der Einzelnen, so beweist er überraschend stark, wie hier nicht nur Amt und Brot eine Rolle spielen, sondern wie die innerste Kraft selber hingebungsvoll sich einsetzt für fernste Hoffnungen, für höchste Träume!

Warum wird all der köstliche Idealismus nicht viel mehr repräsentiert? Verstehen wir den Ausdruck nicht falsch? Warum befiehlt er nicht kräftiger, an ihn zu glauben, weil er sich einfach nicht übersehen läßt?

Ich will versuchen, die Gründe anzudeuten, die es zuwege bringen, daß die neue Frau in des Wortes allerbestem Sinne äußerlich noch so wenig erkennbar ist, ja angestaunt wird ganz unverhohlen, wie manche von uns erlebt haben mag!

Die Frau, zarter in ihrer Gesamtprägung als der Mann, verkörpert leichter alles sie erfüllende, kann aber auch leichter verwischt werden durch jegliche Uebermacht. Und die heutigen Uebermächte sind groß, von der banalen Alltagsmüdigkeit bis zum nadelfeinen Aerger, von rauh zupackenden Einflüssen bis zu den raffiniert unmerkbaren des atmosphärischen Staubes.... man läßt sich formen ohne es zu wissen. Manch kluges Haupt ist achtlos, ja nachlässig geneigt gegenüber den viel zu Vielen, den Lauten und Hastenden da draußen, das in abgegrenzter Stille sich prachtvoll erhebt, das Entzücken des Lauschers. Manch kühnes und freies Schreiten bequemt sich der geregelten Mattheit des Bürgersteiges an, weil es nicht einsamkräftig bleiben darf auf Bergen oder am Meer oder bei seinem geliebten Werk. Und irgend ein halb praktisches, halb gedankenunlustiges Einräumen der Mode — es kann eine im Grunde eigenartige Erscheinung fremd und gleichgültig überhauchen. Es ist die Schicht der Zeit, die gar viele umlagert, die ihr im tiefsten nicht unterworfen sind und die wie ihre Durchschnittskinder aussehen, weil sie vor diesem Dunstkreis versagen.

Doch noch anderes ist hier zu erwähnen: ich möchte es das Prinzip des Sekundären nennen, unter dem die Frau von jeher gestanden hat. — Wir können das hier weder historisch noch philosophisch erst erörtern, es aber als Tatsachenverhalt mit einbeziehen. Viel mehr als wir ahnen, unterliegt jede Frau diesem Bann, und sei es vom Unbewußten her. Wie der Lauf der Welt sich bis heute abrollte, ist es größtenteils so gewesen: die Frau hat gedient und geschmückt, der Mann hat geblüht und geherrscht. Die Frau hat das körperliche Leben gegeben, des ganzen Lebens Gipfelpunkte aber in der Reihe der Entwicklungen sind im Manne zusammengeströmt. Nach diesem Anscheine wenigstens haben sich alle maßgebenden Einrichtungen und Ordnungen gestaltet und — Einschätzungen. Mit all diesen Ueberkommenheiten tritt jede Frau ihr Leben an, und mag sie noch so eigenwillig sein, sie ist die Eine, immer wieder die Eine im Verhältnis zu einer Riesenzahl von Bestimmtheiten. Und das lastet auf ihr, ob schwer oder leicht. Das läßt sie noch immer schneller altern als den Mann, schneller die Vitalität einbüßen und vor allem: das nimmt ihr dann, wenn sie nach erster Jugend auf den Höhen persönlichen Schaffens steht, etwas von der Fülle der Strahlung, die gerade den Mann in seiner entsprechenden Epoche so wesenhaft macht, so durchgreifend als Form. Die berufstätige Frau als ganzer, als gelöster, als gebietender Faktor in der Reihe der Menschenerscheinungen, geht mehr noch in Trotz und Kampf daher, in Schlichtheit und Zusammenraffung, als entfaltet, richtunggebend und farbenspendend. Wie könnte man also ein Auge auf sie haben? Das Auge zu ihr hin ist ja noch gar nicht erzogen!

Damit sei gleich ein Weiteres gesagt! Neues will gesehen werden. Wo das Verständnis des Sehens fehlt, kann Wachstum unterdrückt werden. Könnte man behaupten, daß trotz aller Kulturfortschritte die Frau als Schaffende, besonders wenn sie Allein-, nicht Familienmensch ist, so betrachtet wird, wie ein der Gegenwart vollkommen innewohnendes Element? Dazu würde viel mehr Geist, wahrer Geist aufzubringen sein, als vorhanden ist. Gewiß, diese ganze Menschenschicht ist schon da, die ihn hat — und aus ihr gehen dann die wunderbaren Gemeinschaften hervor zwischen den wertvollen Einzelnen, die Fruchtbarkeit und die Weihe und unendliche Helle ringsumu breiten — — das Gesamtbild aber, nach dem sich die Allgemeinheit zu richten wünscht, stellt die Familie dar, nicht aus einer tieferen Anschauung heraus, sondern aus Gewohnheit. Einzelne aber stören das Gesamtbild, und die Einzelne weit mehr als der Einzelne. Sie abzulehnen, ist die natürliche Folge eines eisernen Bestandes von Welt- und Menschenauffassung, die zu analysieren ins Unendliche führen würde. Die Ablehnung liegt in der Luft — sehr vielfältig schlägt sie sich nieder... auch in der Form jenes Erstaunens, das ich zu Anfang nannte. Man staunt, in aller Gesellschaftlichkeit und Leichtigkeit, oder in aller Unbeholfenheit und Aufdringlichkeit, bei Nichtigkeiten des Tages oder bei brennenden Angelegenheiten.... aber: man staunt; über die Frau, die sachlich um etwas bittet, sachlich etwas behauptet; über die Frau, die sich schön, aber zurückhaltend anzieht; über die Frau, die edel und ohne Koketterie schreitet; über die Frau, die natürlich lächelt, deren Bewegungen voll Ungezwungenheit und ernsten Anmut sind; über die Frau, die mit Geist und Seele zu plaudern versteht; die vor einem Tier stehen bleibt, um sein Leben zu belauschen, die aber eine Stunde Weges den stolzen Blick nicht hebt, weil Modepleps es nicht lohnt. Wenn sich die Durchschnittsfrau der Mode heute in einer Weise unterwirft, die nur dazu beiträgt die Welt rück- und abwärts zu stürzen, so bedeutet das nicht nur ein Verbrechen im absoluten Sinne, sondern der zweite glühende Punkt liegt darin, daß die Frau sich an der Frau vergeht. Was die eine an Hochflug zurücklegt, an Reinheit ausströmt, wird durch die andere vertänzelt, beschmutzt. Und das Allerschlimmste: durch die Vorschrift der Dirnchen wird dem Manne sein ohnehin schon schweres Einfühlungsvermögen weiterhin verkümmert und entadelt.

Darum glaube ich, daß hier auch nur die Frau die Frau rufen kann. Die hochstehende muß die andere gewinnen und ihre natürliche Sehnsucht nach Entwicklung erwecken. Sie muß ihr die Reiche des Erlebens erschließen und sie ahnen lassen, daß nur so diese Gestaltung von Glück denkbar ist, von dem die allermeisten ja garnichts wissen, nicht einmal da, wo sie es rauschhaft vermuteten. Sie muß ihr diese neue Aesthetik, eine neue Sinnlichkeit, eine neue Lernbegier einpflanzen und noch hundert andere Dinge. Es gibt ja ein alt-ursprüngliches Kameradschaftsgefühl zwischen denen, die gleichen Geschlechtes sind. Das ist die feine Stelle, an die vielartig gerührt werden kann, an der es immer quillt, an der allezeit eine Bereitschaft ist. Denn mit Dogma und Befehl können einige nicht gewinnen, nur mit dem Leben selber und seiner überragenden Blüte.

Vielleicht darf es Gegenstand einer anderen Betrachtung werden, wie im einzelnen die Frau energisch in „Die heutige Frauenwelt“ hineingreifen kann!

Zehn Gebote für die Ehe.

Amerika, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“, ist auch das Land der Ehescheidung. Allein der Richter Sobat hatte in sieben Jahren nicht weniger als 25.000 Prozesse dieser Art zu entscheiden. Auf Grund seiner Erfahrungen hat er nun die folgenden zehn Gebote aufgestellt, deren Befolgung besonders jungen Paaren, denen am Eheglück gelegen ist, anzuraten ist.

1. Ertragen und sich unterstützen.
2. Vereint arbeiten, vereint genießen, vereint alt werden.
3. Geh' jedem Streite aus dem Wege.
4. Unterdrücke jede Meinungsverschiedenheit und verhindere, daß sich kleine Differenzen zu Bergen anhäufen.
5. Sprich immer offen, denn nur so ist es möglich, sich zu verständigen.
6. Die Grundpfeiler der Ehe sind Zuneigung, gute Laune und gegenseitiges Verständnis.
7. Ein freudiger Gruß am Morgen und ein noch freudigeres Gutenacht vor dem Schlafengehen können nicht schaden.
8. Verantwortung und Vergnügen verteile gleichmäßig.
9. Lebe ruhig in Deinem Hause, ohne Dich mit dem Gedanken zu quälen, daß es einfach oder nicht Dein Eigentum ist.
10. Ehe Du einschläfst, laß noch einmal vor Deinem Geiste die Ereignisse des Tages vorüberziehen und prüfe Dein Gewissen, damit Du ruhig schlafen kannst und am nächsten Morgen nicht mit schlechten Erinnerungen aufwachst. —

Alle diese kleinen Wahrheiten sind zwar nicht von staunenswerter Originalität, aber sie sind deswegen nicht weniger nützlich.

Eltern und Kind.

Erziehung als Kampf.

Von Franziska Otto.

Erziehung ist im tiefsten Grunde Vorbereitung des Kindes auf den Weg, den es als Erwachsener gehen soll; in späterem Alter mag es auch schon mehr Führung werden, die jedoch, wenn sie wohlverstanden ist, nicht etwas Gewaltsames sein darf, sondern liebevoll geschehen muß.

Es ist eine weitverbreitete, aber ebenso irrige Ansicht, daß man ein Kind am besten für das Leben tauglich mache, wenn man es gegen die mancherlei Gefahren abhärte, wenn man es lehre, auch so zu sein, wie die, die sich „durchsetzen“, was in durchaus den meisten Fällen heißen dürfte: skrupellos.

Idealismus glaubt man beseitigen, den Glauben an das Gute auf ein gewisses Maß herabführen zu müssen. Das „So ist das Leben“ wird zur Richtschnur der ganzen Erziehung. Man strebt an, das Kind, den späteren Menschen, unverwundbar zu machen, indem man es „abhärtet“, es bis zu einem gewissen Grade „duckt“, und seine scheinbare Selbstsicherheit eindämmt.

So gut nun auch diese Erziehung gemeint sein mag, ist sie doch nicht ungefährlich, da sich Verwundungen nicht vermeiden lassen, und so das Kind leicht beginnen wird, sich zu wehren. Damit wird die Erziehung Kampf, und der Ausgang dieses Kampfes ist sehr ungewiß. Ein robustes Kind wird ihn bestehen und den Erzieher besiegen, ein schwächeres wird zur Waffe des Schwachen gegen den Starken greifen, nämlich zur List und damit unbedingt zur Lüge. Ein wehrloses Kind aber ist der Abhärtungsmethode gegenüber verloren: es wird mit dem Erzieher und später auch mit dem Leben nicht fertig. Es wagt sich nicht durchzusetzen, es leidet an sich, an den anderen, am Leben.

Es ist nun nicht angängig, bei Menschen von natürlicher Ausmerzung der Schwachen zu sprechen, da sich ja unsere Leistungen nicht nur auf das Körperliche beschränken, sondern gerade oft in einem schwachen Körper geistige Begabungen gut entwikkelt sind und auch ein scheinbar lebensuntüchtiger Mensch bei richtiger Einreihung Vollwertiges leisten kann.

Die Kampf-Erziehung im vorgenannten Sinne ist also abzulehnen. Anders ist es allerdings mit dem spielerischen Kampf, der in einer natürlichen Erziehung eine gewisse Rolle spielen kann, und bei dem das Kind mit seinem und des Erziehers Wissen und Billigung seine Kräfte prüft; freilich oft, um zu erkennen, daß der Erzieher ein gewisses Uebergewicht hat. Das aber ist nicht Härte, sondern Güte!

Die Vorbedingung für alle Erziehung ist die Liebe; ein Kind, das man nicht lieben kann, sollte man auch niemals erziehen. Denn erziehen tut man nicht allein mit dem Gehirn, sondern auch mit dem Herzen.

Deshalb sind Mütter die berufensten Erzieher, sofern sie es noch wagen, der Stimme ihres Herzens zu folgen und mit ihrem Kind auch später so umzugehen, wie sie es bei den Kleinen zu tun gewohnt waren.

Das kleine Kind leiten sie mit körperlicher Ueberlegenheit, das größere sollten sie mit geistiger leiten. Diese gibt sich aber niemals im Zorn kund, sondern immer nur in der Ruhe oder im Humor, der übrigens ein viel wichtigerer Erziehungsfaktor ist, als man gemeinhin annehmen mag. Läßt sich doch mancher Konflikt zwischen Erzieher und Kind durch ihn in eine harmlose Bahn leiten und so aus dem Ernstkampf ein Spielkampf bilden, der Selbstzweck ist und nichts mehr mit dem ursprünglichen Konflikt zu tun hat. —

Auch die Disziplin, die bei der Erziehung keinesfalls zu entbehren ist, beruht viel stärker auf der Güte, als auf Härte. Einem in Güte geleiteten Kinde kann man die Unabänderlichkeit eines Befehls viel besser begreiflich machen. Es stehen dem einen Verbot so viele Freiheiten entgegen, der einen scheinbaren Härte soviel wirkliche Liebe, daß das Kind sich so gut wie immer fügen wird. Der kleine Mensch ist ja viel williger, als man zu glauben geneigt ist, er bringt so viel Liebe und Vertrauen zur Welt mit, daß es nicht schwer sein kann, ihm dieses nicht gar so stark zu zerstören.

Daß in jedem Menschen auch die Anlage zum Bösen vorhanden ist, ist sicher, doch wird sie niemals ohne „Schuld“ — sei es der Verhältnisse oder der Menschen — entwickelt. Darum müssen wir beide nach besten Kräften zu bessern versuchen, denn jeder Kampf, der nicht Spiel-Kampf ist, muß auf die Dauer verbittern und so dem Bösen einen günstigen Boden bereiten.

Das Wichtigste aber ist, daß nicht die Erziehung Kampf werde, sondern ein fröhliches Zusammengehen von Kind und Erzieher bleibe, bei dem der Erwachsene Führer ist.

Kindheit.

Es ist kein Zurück, diese Liebe, diese Sehnsucht: kein müdes Genießenwollen fern alles Lebens Kampf und der Verantwortung zum Seienden. Alle Zukunft kann allein sich aus der Kindheit bauen, nicht der Kinder nur, sondern mehr noch aus der Kindheit der Bewußteren. Kindheit ist die Stille unserer Seele, ist die Tiefe unserer selbst, die Tiefe der Unendlichkeit, aus der wir werden, aus der das Leben, unser Eigentliches durch uns wird, aus der das große Unbekannte, Wunderbare sich durch uns erfüllt. „Es“, das Wesen... in unsrer Seele kindlich hingegebener Stille ist die Orientierung alles wahren Seins.

Nichts von Sentimentalität und Schwärmertum... aber des Lebens Wirklichkeit, die Seele meine ich, der die Kindeit Symbol ist. Wer sich selbst zu finden sucht, wird sich in Wahrheit verlieren. Immer findet er die Unendlichkeit, findet er Gott, wenn ihr's so nennen wollt; heimgekehrt aber aus jenen Fernen und Versunkenheiten, bringt er das ewige Wissen in diese Welt des Lebens... und also wird seine Seele wirklich sein, und das ist die Liebe zugleich zum Andern, ist das Finden der Menschheit oder „Allerseelen“, wie der Dichter Otto zur Linde spricht: Das ist die Vereinigung von Subjekt und Objekt, ist immer wieder der Anfang, Ursein, Urwerden... Allerseelen ist kosmisches Sein, ist neue Schöpfung, organisches Wachsen aus unregistrierbaren Tiefen, ist Wirken des Ewigen Gottes selbst: ist heilige Stille und unendliche Kraft... ist Entwicklung, Vollzug eines Werdens, das wir nicht wissen, sondern nur erleben können, wir sind das Werden selbst und altern nie.

So ist dies kein Zurück: Aber Glück ist die Kindheit, unserer Seele tiefster Friede, schönster Glaube und das Wissen der Unendlichkeit...

Alles Leben ist Leid. Alles Leid aber wird zur Liebe, so wir uns selber finden, so wir uns weiten in die große Sternenferne... des Kindseins reinstes Wesen ist aller Welt Erlösung: denn der da spricht, daß wir wie Kinder werden sollen, trug schwer am Leid der Welt und wandelte das Leid in Liebe... und wollte die Seele nur, die ernannte: das Himmelreich und sprach: Ihr müßt wie Kinder werden, um in dieses Himmelreich zu kommen, dieses Himmelreich, das nirgend ist und überall, nicht Ort und Zeit... das da ist: Stille, Friede,... Einheit von Welt und dir, wirkliche Unendlichkeit in dir... das da deiner Seele Kindheit ist.

Die Maien erblühen in kalter Winterzeit... diese Wirklichkeit des Wunders, das allerzeit geschieht den Seelen, die da wartend sind und treu dem Ewigen, das sich durch sie erwirkt.

In deiner Kindheit aber beginnt alle Tage das neue Leben, und nicht dein neues Leben alle Tage nur, denn du bist nicht du, du bist: Allerseelen zugleich... O freue dich und wisse tief, daß du Welt bist und All und Ewigkeit... und daß mit dir, wer du auch seiest, die andere Zukunft, das Paradies der neuen Erde, die neue Zeit beginnt... aus dir, aus deiner Seele Kindheit, aus deines Seins dir tief glückseliger Unendlichkeit.

E. Bockemühl.

Vom Sammeltrieb der Kinder.

Draußen ist es Herbst geworden. Da quält dich dein Junge um einen kleinen Sack. Auf deine verwunderte Frage: wozu? erhältst du die Antwort: „Wir wollen Kastanien sammeln“. Und dann verschwindet dein Sprößling. Zur Vorsicht hat er noch eine Tüte mitgenommen.

Am Abend erscheint er wieder, schwer mit Kastanien beladen. Natürlich hat er mit seinen Freunden irgendwo Kastanienbäume durch Steinwerfen und Hinaufklettern solange mißhandelt, bis sie die letzten Früchte hergaben. Nun baut dein Junge seine Kastaniensammlung auf. Er knipst wohl auch einmal mit einem Messer eine Kastanie auf, um sich selbst darüber zu unterrichten, ob sie ein- oder zweikeimblättrig ist.

Die Sammlung wird in den nächsten Tagen fortgesetzt. Zerrissene Hosentaschen beweisen, wie eingehend gesammelt wird. Eines Tages aber ist das Kastanieninteresse erloschen. Höchstens beim Verbrennen der Kastanien erwacht noch einmal ein gewisses Interesse. Aber es ist nur noch ein technisches Interesse, wenn das Knacken der Kastanien im Ofen begutachtet wird.

So sammeln unsere Kinder auf einer gewissen Altersstufe alles mögliche, Ansichtskarten, Reklameartikel, Stammbuchblätter, Briefmarken, Eicheln, „Nasen“ vom Ahorn, Nägel, Zuckertiere usw. — Meist wird der jeweilige Gegenstand des Sammelns durch Massenbeeinflussung festgelegt. Kinder sind ja in ganz besonderem Maße nachahmend.

Es steht außer Zweifel, daß sich aus dem Sammelinteresse wertvolle erzieherische Kräfte gewinnen lassen, besonders dann, wenn es sich mit Ehrgeiz und Wetteifer verbindet.

Das Kind arbeitet und spart, um sich die geliebten Briefmarken kaufen zu können. Es wendet oft ganz besonderen Arbeitsfleiß an, damit es etwas „verdient“. So wird in ihm durch das Sammeln ein gewisser Erwerbssinn geweckt.

Auch im allgemein Menschlichen lernt das Kind mancherlei beim Sammeln. Es sichtet, ordnet, sucht, scheidet aus — alles in allem wertvolle Eigenschaften für den Lebenskampf. Ebenso dient das Sammelinteresse der Bereicherung des geistigen Besitzes. Es läßt sich leicht auf Pflanzen, Tiere, Mineralien hinüberleiten und wird dann zum richtigen Forschungstrieb. Denn das Kind strebt danach, auch etwas über die Eigenschaften und Lebensgewohnheiten, die Herkunft und den Zweck seiner Sammelgegenstände zu erfahren. Hier kann leicht die Brücke zum allgemeinen Bildungsinteresse geschlagen werden. Dieses bringt dann die Freude am geistigen Besitz schlechthin. Und wir wissen, daß auch viele Erwachsene in diesem eigentlichen Sammeln ihre Erholung und Freude finden.

Wie jedes Ding zwei Seiten hat, so auch das Sammeln unserer Kinder. Es kann leicht vom „Sport“ zur Leidenschaft anwachsen. Dann ist es aber nur ein Schritt bis zum Eigentumsvergehen. Wir können ja ab und zu sogar lesen, wie selbst irgend ein Gelehrter von der Gesellschaft gebrandmarkt wird, weil er in seinem unwiderstehlichen Sammeltrieb sich ein paar heißersehnte, seltene Bücher oder dergleichen aneignete. Auf jeden Fall liegen gewisse Gefahren im Sammeln. Es ist da die Aufgabe von Eltern und Erziehern, Anteil zu nehmen am Sammelinteresse ihrer Kinder und dieses so zu leiten — unbemerkt natürlich —, daß es sich weder zur Leidenschaft auswächst noch zur Vernachlässigung der Pflicht führt.

Auf keinen Fall aber soll man im Sammeltrieb der Kinder an sich etwas Schlechtes sehen.

Der Kampf gegen die moderne Frauenmode in Italien wird mit großer Energie geführt. Das Hauptquartier befindet sich in Verona und ein Komitee will jungen Mädchen, die sich verpflichten, sich nach den Grundsätzen des Komitees zu kleiden, Brautausstattungen und eine Hochzeitsreise verschaffen. Preisausschreiben für Künstler und Modisten zur Erfindung einer neuen nationalen Silhouette werden erlassen, Protestversammlungen abgehalten, sowie Ansichtspostkarten verteilt. Auf einer derselben zerschneidet eine Frau mit einem Beil einen Faden, der zwischen Rom und dem Pariser Eiffelturm gespannt ist mit der Unterschrift: „Wir haben die Verbindung abgeschnitten“, ein Ausdruck, der nicht nur hinsichtlich der bekämpften Pariser Mode interessant ist. — Die Kirche führt ihrerseits diesen Kampf weiter. Neuerdings hat das Episkopat der Provinz Emilia an Gläubige und Klerus einen Hirtenbrief erlassen, indem es sich gegen die unzüchtige Frauenmode, die Vergnügungen und die heutige Literatur wendet. Ferner mißbilligt der Hirtenbrief die öffentlichen Sportveranstaltungen der Frauen und die Vermännlichung vor allem bei den jungen Mädchen.

Statistische Erhebungen haben die überraschende Tatsache ergeben, daß die Haustöchter ohne Beruf die geringste Aussicht haben, sich zu verheiraten. Selbst unbemittelte berufstätige Mädchen werden vor vermögenden Haustöchtern bevorzugt. Von 1000 unbemittelten Mädchen, die heirateten, hatten nur 162 keinen Beruf. Von 1000 Handlungsgehilfinnen gehen durchschnittlich 800 eine Ehe ein. Auch akademisch und sonstwie höhergebildete berufstätige Frauen haben viel Aussicht zu heiraten mit alleiniger Ausnahme der Lehrerinnen, bei denen auf je 1000 380 Ehen fallen. — Aus dieser Statistik geht hervor, daß die Ansicht, der Mann heirate nur nach Geld, nicht immer zurecht besteht. Gerade diese Zusammenstellung beweist, daß ein berufstätiges mitten im praktischen Leben stehendes Mädchen der Haustochter von einst entschieden vorgezogen wird.

Modenbeilage „Mode vom Tage“

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Und wiederum das Complet!



651 652 653 654 655 656

651. Dreiteiliges Complet, aus Mantel, Rock und ärmelloser Weste bestehend. Der Rock hat in der vorderen Mitte eine Kellerfalte. Die Kanten der Weste besetzt man mit einer Schrägblende. Ein gerader Streifen verbindet die vorderen Kanten, an der linken Seite ist ein unsichtbarer Verschluß einzurichten. Weit geschnitten ist der Mantel, der mittels eines Knopfes schließt.

652. Gerader Mantel aus doppelseitigem Stoff, mit langem Pelzschalkragen. Die vorne sichtbare Teilung wiederholt sich im Rücken. Auch hier ist die mittlere Partie in ganzer Länge geschnitten, die Teilung verläuft an der Hüfte wagerecht.

653. Plisseerock mit hochschließender Jumperbluse. Dazu vorne durchknöpfbares, kragenloses Samtjäckchen.

654. Dreiviertellanger Mantel, der, als Neuestes, nebenstehendes Kleid ergänzt. Der Mantel hat seitliche Faltenpartie und Gürtelteile, der Rücken geht glatt durch.

655. An dem geraden Mantel reicht der Pelz des Schalkragens am rechten Vorderteil bis zur unteren Kante. Durch die dem Rücken aufgesteppte Blende erzielt man eine besonders schlanke Linie.

656. Doppelreihigen Verschluß weist dieser Flauschmantel mit Pelzkragen und gleichen Manschetten auf. Der Rücken ist glatt.

Ein Mantel zu zwei Kleidern ergibt das Complet für Vor- oder Nachmittag. — Keine überraschenden neuen Linien, aber neue Nuancen am Mantel. — Rückwärtige Blenden, Schulterpassen, Rückengurte, eingesetzte Glockenteile betonen die neue weibliche Tendenz — reicher Pelzbesatz. — Affenhaut, Angora, Zibeline, Ratiné, englische Flauschstoffe sind Favoriten. — Nußbraun und Tabakblond sind die neusten Modefarben. — Vierteilige Complets aus Rock und Mantel in gleichem Material zu abweichendem Jumper mit Weste für Reise, Wochenend und den Vormittag in der Stadt.

„Ach wie so trügerisch sind Weiberherzen!“ heißt's im Rigoletto, und seitdem diese köstliche Arie zum ersten Mal erklang, haben alle Männer, die böse Kritik an Frauen üben wollen, sozusagen einen Kronzeugen in Meister Verdi. Das ist natürlich höchst ungerecht gedacht, denn Frauen hängen mit ganzem Herzen an dem, was ihrer Liebe wert ist oder wert scheint — in der Liebe ist Schein und Sein ja meistens dasselbe, denn wer liebt, der glaubt! Es würde zu weit führen, wollten wir hier Untersuchungen darüber anstellen, ob wirklich die Frauen treuer sind als die Männer — begnügen wir uns einfach mit der Feststellung einer Tatsache als Illustration: der Vorliebe der Frau für das Complet! Da der uns kontraktlich zustehenden schönen, warmen Herbstzeit irgendwelche bösen Naturgewalten den Zutritt zu verwehren scheinen und schon reichlich rauhe Lüfte wehen, hat man beim Bummel durch die Großstadtstraßen reichste Gelegenheit, das Complet in allen Variationen zu beobachten.

Wenn wirklich eine Gefahr für die Existenz des Kostüms in diesem Winter besteht, dann liegt sie in der Möglichkeit, daß man zu einem Mantel zwei oder drei passende Kleider für Vormittag und Nachmittag haben kann. Es ist also geradezu eine volkswirtschaftliche Tat, wenn die Gattin dem Familienfinanzminister die Forderung nach Bereitstellung eines Mantels unterbreitet — sie braucht nur den einen, um zwei oder drei Complets erstehen zu lassen! Ein ganz einfaches Jumperkleid für den Vormittag, ein seidenes Kleidchen für den Nachmittag — dazu der neue Mantel; man ist immer richtig angezogen, wenn man so disponiert.

Wie sieht denn nun der neue Mantel aus, der so „komplettierend“ zu allem wirkt? Bringt er unerhörte, überraschende Linien? Keineswegs, er marschiert wie unsere ganze Mode auf bekannten Wegen, er entwickelt sich in gleichmäßiger Richtung weiter, er bringt keine Revolution der Linie, er bringt nur Neuerungen der Nuance. Nachdem die Mode für diesen Winter Betonung des weiblichen Elements beschlossen hat, muß der Mantel sich natürlich diesem Gesetz beugen. Er behält zwar seine gerade und ruhige Grundform, aber er wird ein bißchen hier, ein bißchen da aufgeputzt, etwa mit einer dreiviertel seiner Länge im Rücken heruntergehenden Blende oder mit seitlich eingesetzten Glockenteilen, einem Rückengurt und einer rückwärtigen Schulterpasse, von der eine Kellerfalte unter diesem Rückengurt durchläuft. Die Hauptsache aber ist und bleibt der reiche Pelzbesatz, der stets als Kragen, fast ebenso häufig als Stulpe und sehr oft auch als schräg verlaufender Abschlußstreifen erscheint. Die besorgten Gatten werden Anfälle des Entsetzens bekommen, wenn sie in den Schaufenstern der Modehäuser diesen reichen Schmuck des neuen Mantels sehen! Aber es ist wieder einmal weniger schlimm, als es aussieht. Edelpelze sind ja leider so unerschwinglich, daß nur wenige, sehr Begüterte sie sich leisten könnten. Luchs, Biberette und Fuchs gelten heute auch schon als recht kostbarer Schmuck, sind aber erschwinglich. Da wir aber genug Kaninchen, Hasen, Ziegen und ähnliche zahme Tiere haben und unsere Kürschner ihr „Blendwerk“ meisterlich beherrschen, werden einfach aus diesen braven Tieren köstliche Pelze durch Scheren, Färben = „Blenden“ und Pressen hervorgezaubert, die auch einen reichen Pelzbesatz vollkommen in den Rahmen finanziellen Könnens bringen.

Ist an Pelzen kein Mangel, so ist an Stoffen erst recht keiner! Natürlich müssen sie winterlich wirken: also weich und warm sein. Da gibt es nun Affenhaut, Angora, Zibeline, Ratiné und die ganze große Familie der englisch gemusterten Flausche, um den Damen die Wahl recht schwer zu machen. Und wenn man sich für einen Stoff entschlossen hat, beginnt die Sorge um die Farbe. Denn auch hier ist Wandel eingetreten! Die herbstlich rostbraunen Farben und das korrekte Marineblau sind keineswegs mehr alleinige Favoriten, Nußbraun, Sandfarbe und Beige rosé wirken lebendiger und darum eleganter, vor allem aber die allerneuste Pariser Farbenschöpfung „Tabakblond“, die den honigbräunlichen Ton des edelsten türkischen Tabaks nachahmt. Ganz besonders elegante Frauen wählen auch wohl einmal einen Mantel aus Schlangenhaut — das ist aber immer etwas auffallend und auch nicht immer unbedingt kleidsam.

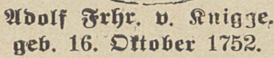
Der Begriff des Complets ist nun aber keineswegs damit abgetan, daß man zu diesen Mänteln nun einfach ein, zwei oder noch mehr Kleidchen kombiniert, die in der Farbe oder dem Aufputz irgendwie mit ihnen harmonieren! Ganz besonders praktisch und hübsch sind die vierteiligen Complets aus Jumper mit darübergetragener Weste und farblich wie stofflich zusammenpassendem Rock und Mantel. Die so plötzlich entstandene Wochenendbewegung scheint hier der Grund zu sein, solche ausgesprochen sportlich wirkenden Complets zu schaffen. Wer ein begeisterter Wochenendler ist — und wer wäre es nicht, der einmal die Freiheit draußen vom Sonnabendmittag an genossen hat? — der stellt sich ja nicht unter die Tyrannei des Wettergottes und beendet mit den letzten Sonnentagen die Sonntage draußen im Freien. Jumper und Rock wirken da stets zweckmäßig und doch geschmackvoll; wird es ein wenig kälter, dann zieht man geschwind die Weste darüber und, reicht das noch nicht, den warmen Mantel, den man durch Flauschfutter noch wärmer gestalten kann. Bei der ruhigen Vornehmheit dieser vierteiligen Complets sind sie in ihrer Verwendungsmöglichkeit jedoch absolut nicht nur auf Wochenendausflüge und Reisen beschränkt. Bei aller Vorliebe für die weichen Linien betonter Weiblichkeit bleibt ja dem Vormittagsanzug der Dame die sportliche Note erhalten! Und da diese sich in solchen vierfachen Complets ganz besonders gefällig präsentiert, werden wir sie sicher in den Straßen der Stadt am Vormittag noch recht oft bewundern können. Gerade in diesen Uebergangstagen, wo man nicht weiß, soll man frieren oder doch schon heizen, wo man recht häufig in kalten Räumen arbeiten muß, wird ein Anzug, der sich sozusagen nach dem Thermometer regulieren läßt, ganz ausgezeichnete Dienste leisten.

Wer also behauptet, unsere verehrten Damen seien — natürlich nur in modischen Dingen, bitte — nicht anhänglich an Bewährtes, der ist durch die unerschütterte Vorliebe für das Complet, die sich hier wieder neu erweist, glänzend widerlegt. Er beweist mit seiner Behauptung übrigens auch einen recht bedauerlichen Mangel an Verständnis für die ästhetischen Bedürfnisse der modernen Frau: Harmonie ist nun einmal das Grundgesetz des modischen Geschmacks. Und wo könnte sich das Streben nach ihr besser auswirken, als beim Complet?

Anita Sell.

Der Abbau der Höflichkeit

ZUR ERINNERUNG AN DEN 175. GEBURTSTAG DES FRH. V. KNIGGE



Adolf Frhr. v. Knigge.
geb. 16. Oktober 1752.

Der Kampf gegen die Verrohung der Sitten hat schon manche Früchte gezeitigt. Wäre es nicht angebracht, nun auch mit dem Wiederaufbau der Höflichkeit zu beginnen?

Es ist kein Zufall, daß vor einer Reihe von Jahren in Berlin eine Vereinigung sich bildete, die sich „Pro Gentilezza“ nannte und deren Mitglieder sich verpflichten mußten — höflich zu sein! Sowohl gegeneinander, wie auch gegen alle übrige Welt. Allein, dieser Vereinigung war keine lange Lebensdauer beschieden; mangels genügender Beteiligung löste sie sich bald wieder auf.



... aber die Rücksichtslosigkeit mancher Zeitgenossen dürfte kaum als kulturelle Errungenschaft gewertet werden!

Der hastige, fast ausschließlich auf materielle Fragen eingestellte Großstadtmensch hat offenbar keine Neigung, sich mit ideellen Kulturdingen zu befassen; sie besagen ihm nichts und er schätzt sie gering ein. Überhaupt betrachtet unsere Zeit die Höflichkeit als die Zusammenfassung einer mehr oder minder bestimmten Zahl konventioneller Regeln, die man beobachten muß, um nicht als schlecht erzogen zu gelten, die aber keineswegs einem inneren Bedürfnis oder gar einer Weltanschauung entspringen. Es gibt längst nicht mehr ein Gefühl dafür, was sich schickt, sondern nur noch eine Reihe von Vorschriften, die gedankenlos innegehalten werden und vollständig verallgemeinert worden sind.

Dies war nicht immer so. Als der nachmals so berühmt gewordene Freiherr von Knigge, der vor 175 Jahren das Licht der Welt erblickte, sein Buch „Über den Umgang mit Menschen“ schrieb, war der vornehme Umgangston noch ein Privileg der Höfe und jener Kreise, die mit ihnen in irgendwelcher Beziehung standen, während die übrigen Gesellschaftsklassen sich vielfach recht ungehobelter Sitten befleißigten. Aber dem Freiherrn von Knigge war es weniger darum zu tun, ein Verzeichnis von Anstandsregeln aufzustellen — wie dies fälschlich von Leuten angenommen wird, die sein Werk nicht gelesen haben —, sondern er wollte die Kunst einer Lebensweisheit lehren, durch deren Anwendung man Beliebtheit, Achtung und gesellschaftliche Geltung gewinnt. Er wollte also eigentlich etwas lehren, was kaum zu lehren ist: nämlich Takt! Und Takt, d. h. das instinktive Feingefühl dafür, was man in einer bestimmten Situation oder einem bestimmten Menschen gegenüber tun darf, soll oder muß und was nicht — darin kennzeichnet sich die wahre Höflichkeit, die angeboren ist und außerdem bis zu einem gewissen Grad in der Kinderstube anerzogen werden muß.

Daß sich verschiedene äußere Formen der Höflichkeit geändert haben und dauernd einer Wandlung unterworfen sind, erscheint eigentlich selbstverständlich, denn die Sitten hängen eng mit den Lebensformen zusammen und diese wieder sind an das, durch technische Neuerungen bedingte, Lebenstempo geknüpft. Vieles, was einstmals geboten erschien, würde heute sinnlos, ja lächerlich wirken. Es ist begreiflich, daß in einer Zeit, da man sich der Sänfte, des Boten, des Reitpferdes bediente, andere Gepflogenheiten im Schwange waren als in unserer Zeit des Autos, des Fernsprechers und des Flugzeuges.

In früheren Jahrhunderten schrieb der Anbeter der Dame seines Herzens langatmige Ergüsse und sie legte Wert darauf. Ob der Inhalt nun aufrichtig gemeint war oder nicht — es wäre unhöflich gewesen, derartige Floskeln, Verbrämungen und Wendungen zu unterlassen, die, wenn sich heute jemand ihrer bediente, den Eindruck der Albernheit hervorriefen. Auch das zärtliche „Billetdoux“, durch das der Kavalier seiner Schönen eine Nachricht zukommen ließ, fiele gänzlich aus dem Rahmen, da man es heute als durchaus angemessen erachtet, daß ein Herr eine Dame, selbst wenn er sie nur flüchtig kennt, durch den Fernsprecher anruft. Allein auch im kaufmännischen Leben hat der Briefstil große Veränderungen erfahren und jene Beteuerungen der Hochachtung und Ergebenheit, die langatmigen Anreden, die umständlichen Versicherungen, die noch vor nicht allzu vielen Jahrzehnten als Muster des respektablen kaufmännischen Stils galten, sind heute geradezu verpönt. Der Leiter eines großen Betriebes verzichtet darauf, von seinem Geschäftsfreund, mit dem ihn, im Gegensatz zu ehedem, zumeist keinerlei persönliche Beziehungen verknüpfen, formelhafte Schmeicheleien zu hören, die er erwidern müßte. Weder der eine, noch der andere hat für dergleichen Zeit. Gerade in der Praxis des Wirtschaftsbetriebes macht sich ein ausgesprochener Zug geltend, alles Überflüssige zu beseitigen und eine Höflichkeit, die auf Kosten der Sachlichkeit geht, abzubauen.

Doch die Vereinfachung der Formeln hat auch da nicht haltgemacht, wo sie geradezu bis zur Wissenschaft ausgebildet waren, nämlich an den Höfen. Das spanische Hofzeremoniell, mit seinem ungeheuren Wust von Etikettevorschriften, Rangordnungen und steifen Feierlichkeiten, wie es noch zum großen Teil beispielsweise am Hofe der Habsburger, aber zu nicht viel geringerem auch an dem der Hohenzollern und am englischen Königshof geübt wurde — dort nach eigenen alten Traditionen — ist größerer Zwanglosigkeit gewichen. Fast ganz beseitigt ist das Zeremoniell heute an den skandinavischen Höfen: die nordischen Monarchen fühlen sich in der Hauptsache am wohlsten als Privatleute. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß einer dieser Könige in schlichtem Zivil zu Fuß durch die Straßen seiner Hauptstadt geht, nicht einmal immer erkannt und auch dann nur durch einfaches Hutlüften begrüßt wird. Welcher Wandel der Zeiten, wenn man damit etwa Schilderungen vergleicht, die die großen Galaumzüge früherer Fürstlichkeiten beschreiben! Daß der Präsident einer Republik Empfänge und Besuche unter wesentlich einfacheren Formen vollzieht als ein Monarch der Vergangenheit, ergibt sich eigentlich ganz von selbst und auch schon daraus, daß seine Zeit viel zu stark in Anspruch genommen ist, als daß er die Möglichkeit besäße, Äußerlichkeiten eingehende Aufmerksamkeit zu schenken.

Das steife Zeremoniell vergangener Jahrhunderte hat sich freilich überlebt . . . .

Wenn man den Abbau der Höflichkeit oder vielmehr der Höflichkeitsformeln in mancher Hinsicht ohne Bedauern und als natürlich betrachten wird, so kann er in anderen Fällen nicht kritiklos bleiben. Der Respekt der Jugend vor dem Alter, früher für den einfachsten Dorfjungen eine Selbstverständlichkeit, ist heute zur Rarität geworden. Daß junge Leute erheblich bejahrteren Männern gegenüber schon nach flüchtiger Bekanntschaft häufig einen vertraulich-nachlässigen Ton anschlagen, ist an der Tagesordnung. Aber selbst alte Damen sind gegen solche Geringschätzung nicht gefeit, und daß sie in Straßenbahnen oder Autobussen stehen müssen, während irgendein junger Mensch behäbig vor ihnen sitzt, ohne sich zu rühren, ohne auch von jemandem gerügt zu werden, ist ein häufiger Vorgang. Die Verrohung der Sitten, besonders in den Jahren nach dem Kriege, ist so weit gediehen, daß in den Verkehrsmitteln zahlreicher deutscher Städte Aushänge angeschlagen wurden, die mehr oder minder liebevolle Aufforderungen zum höflichen Benehmen verkünden. Und es ist ein Zeichen der Zeit, daß sich eine solche „Erziehung des Publikums“ als notwendig erwiesen hat.

Aber auch der Herr, der in Begleitung einer Dame beim Betreten eines Restaurants blindlings vorausstürmt und sich kaum darum bekümmert, ob sie ihm folgen kann, und der das gleiche beim Fortgehen wiederholt, oder der Mann, der bei Begegnung mit einem Bekannten, von dem er annimmt, er stünde auf der sozialen Stufenleiter eine halbe Sprosse unter ihm, nun starr auf dessen Gruß wartet, ohne vorher eine Miene zu verziehen, aber auch die Dame, die nach einer oberflächlichen Vorstellung in einer Gesellschaft wenige Minuten später mit einem fast noch völlig Fremden über intime Hausangelegenheiten zu plaudern beginnt, oder der Gast, der, ohne sich zu entschuldigen, stark verspätet erscheint, dann in stummer Hingabe seine Mahlzeit absolviert, während des ganzen Abends den Mund nicht auftut und es für überflüssig erachtet, zur Unterhaltung etwas beizutragen — alle diese Typen sind Alltagserscheinungen, und es ließen sich hier noch manche andere anreihen, denen Höflichkeit als Ballast gilt, mit dem man sich möglichst leicht beladen soll.



Diese Halbwüchsigen sind viel zu bequem, um dem alten Herrn, der sich auf seinen Stock stützen muß und der mit Paketen beladenen Dame ihren Platz in der Straßenbahn anzubieten.

Was eigentlich übriggeblieben ist, sind Formalitäten. Die kennt natürlich jeder und weiß, daß er in Begleitung einer Dame zur linken Seite zu gehen und ein weibliches Wesen zuerst zu grüßen hat. In England übrigens ist beides umgekehrt und man kann deshalb sagen, daß weder die Engländer noch wir höflicher wären. Die wahre Höflichkeit aber erfordert Opfer an Geduld und Zeit. Wollen wir uns nicht fortab etwas opferfreudiger gebärden?

Dr. Erhard Breitner.

Radio

Antennen.

Daß zu jedem Rundfunkapparat eine Antenne notwendig ist, wird jedem bekannt sein, der nur einmal vom Rundfunk etwas gehört hat. Nur ganz wenige und komplizierte Geräte können ihrer entraten. Leider sind nur wenige Rundfunkfreunde in der glücklichen Lage, ein solches Gerät zu besitzen. Die Mehrzahl der Rundfunkhörer muß sich mit einem Apparat begnügen, zu dem unbedingt eine Antenne erforderlich ist.

Man unterscheidet grundsätzlich zwei Antennenarten: offene und geschlossene Antennen. Bei dem geschlossenen System handelt es sich um die sogenannte Rahmenantenne, deren Kreis an dem Erd- und Antennenanschluß des Gerätes angeschlossen wird. Von dieser geschlossenen Antenne soll nicht die Rede sein. Wir wollen uns nur mit den offenen Antennen beschäftigen, weil das Arbeiten mit den Rahmenantennen nur für den vorgebildeten Bastler in Frage kommt und außerdem immerhin schon komplizierte Geräte erfordert, will man einen befriedigenden Empfang erzielen.

Die offenen Antennen werden wiederum in Freiluft-, Innen- und Hilfsantennen eingeteilt. — Schon der Name kennzeichnet die einzelnen Arten. Wir haben ausdrücklich nicht Dach- oder Hochantenne gesagt, denn nicht jede Freiluftantenne muß unbedingt auch eine von den beiden erwähnten Arten sein. Wenn wir in der Reihenfolge der Wirksamkeit die einzelnen Antennen besprechen wollen, so müssen wir mit der Hochantenne beginnen. Bei dieser Antenne ist eine wirksame Höhe von mindestens 10 Metern Voraussetzung, d. h. der Antennendraht muß mindestens seine Umgebung um 10 Meter überragen. Die effektive Höhe einer Dachantenne beträgt beispielsweise nicht 20 bis 30 Meter, weil der Draht in dieser Höhe über dem Erdboden ausgespannt ist, sondern ihre Nutzhöhe errechnet sich aus der Höhe, in der sich der Draht über dem Dach befindet. Das schließt natürlich nicht aus, daß die Dachantenne auch eine Hochantenne sein kann, nur muß dann der Draht zirka 10 Meter über dem Dache hängen.

Eine gute Hochantenne, die jedoch nicht länger als 50 Meter sein darf, und möglichst als Ein-Draht-Antenne ausgeführt sein sollte, gewährt den unzweifelhaft besten Empfang, wenn man von den atmosphärischen Störungen absieht, die leider ebenfalls stärker als mit jeder anderen Antenne empfangen werden.

Bei den Dachantennen ist die empfangene Energie schon geringer, doch kann man auch hier noch sicher mit einem guten Lautsprecherempfang der europäischen Sender rechnen, wenn man ein Dreiröhrengerät benutzt, und mit einem guten Empfang des Ortssenders, wenn man nur einen Detektor empfängt. Eine Freiluftantenne, die zum Beispiel aus einem Draht zwischen einigen Fenstern oder zu einem Baume bestehen kann, wird ebenfalls meist einen recht guten Empfang ergeben, allerdings ist Voraussetzung, daß sie recht sorgfältig isoliert ist, wie eine gute Isolation überhaupt die Vorbedingung zu einem guten Empfang bedeutet.

Alle Freiluftantennen, mögen sie ausgeführt sein wie sie wollen, bringen einige Bauschwierigkeiten mit sich, oft genug auch noch obendrein Aerger und Unannehmlichkeiten mit dem Hauswirt; außerdem erfordern sie unbedingt einen Gewitterschutz, da die Gefahr eines Einschlages auch dann noch vorliegt, wenn die Antenne niedriger als das Dach hängt. Diese Begleiterscheinungen haben dazu geführt, daß man sich mit Innenantennen dazu behalf, zumal sich auch damit recht annehmbare Erfolge erzielen lassen. Diese Innenantennen, die immer noch völlig isoliert angelegte Antennendrähte voraussetzen, und die irgendwo, sei es an der Decke, des Zimmers, des Korridors, unter dem Dache oder an der Scheuerleiste angebracht werden, haben nun allerdings nicht mehr die große Wirksamkeit der Außenluftleiter. Das sie umgebende Mauerwerk absorbiert mehr oder minder die Sendestrahlen, so daß sich dem Fernempfang im Lautsprecher doch schon einige Schwierigkeiten entgegenstellen und der Empfang mit dem Detektor nur in größerer Nähe des Senders noch möglich ist.

Die letzte Klasse der Antennen stellen die sogenannten Hilfsantennen dar, die nur dort zu verwenden sind, wo äußerst gute Empfangsverhältnisse vorliegen. Alle diese Hilfsantennen aufzuzählen, würde zu weit führen, läßt sich doch jeder größere Metallgegenstand, ob Fahrrad, Nähmaschine oder Fensterblech usw., als Antenne benutzen. Der eine Gegenstand wird mehr, der andere weniger Energie geben. Das hängt ganz von der Größe und Art der Metallmasse und vor allem von ihrer Isolierung zur Erde ab. Wie so oft im Rundfunk, gibt auch hier nur der Versuch die Antwort auf die Frage: „Was ist das Beste?"

In der Klasse der Hilfsantennen nimmt die Lichtleitungsantenne eine Sonderstellung ein. Auch sie ist oft recht wirksam, wenn auch nicht immer, aber ihre Verwendung ist stets gefährlich. Eine einfache Verbindung mit dem Apparat ist auf keinen Fall statthaft. Um Unfälle zu verhüten, ist es unbedingt notwendig, einen durchschlagsicheren Kondensator von mindestens 300 Zentimetern zwischen Lichtleitung und Gerät zu schalten, dann kann man beruhigt den Apparat benutzen, denn durch den Kondensator werden ja nur die gefährlichen niederfrequenten Ströme, nicht aber die allein für den Empfang notwendigen Hochfrequenzströme abgeschnitten. Nicht unerwähnt wollen wir lassen, — obwohl nur selten ein solcher Fall vorkommen wird — daß der Kondensator kurz nach der Benutzung nicht an den beiden Polen berührt werden darf, da sich dann die Belege über den Anfassenden entladen würden, was nicht immer angenehm empfunden werden dürfte.

Zum Schluß soll noch kurz von der Erde die Rede sein, denn sie ist die unbedingt notwendige Ergänzung der Antenne, und ihr Einfluß wird leider oft genug unterschätzt. Eine gute Erde muß möglichst auf dem kürzesten Wege vom Apparat zum Grundwasser führen. Wie dies erreicht wird, ergibt sich stets aus den örtlichen Verhältnissen und läßt sich schlecht generell angeben. Jedenfalls ist es empfehlenswert, für die Erde einen möglichst starken Draht zu nehmen, für die Blitzerde ist eine Drahtstärke, die mindestens das Doppelte der Antennendrahtstärke beträgt, unerläßlich. In der Stadt wird man selten in der Lage sein, sich eine Erde zu graben, die sicher zum Grundwasser führt. Hier wird man meistens die Wasserleitung nehmen, doch sollte man dann nicht die Gasleitung als Gegengewicht wählen, da sich meist Gas- und Wasserleitung, wenn nicht noch im Hause, so doch unter der Erde berühren. Da die Wirkung des aus Erde und Luftdraht bestehenden Antennensystems von dem elektrischen Unterschied beider Elemente abhängig ist, wird sich naturgemäß in diesen Fällen kein befriedigender Empfang ergeben.



Bastler-Ecke.



Fragen und Antworten.

Briefkasten für unsere Bezieher.

R. T. Frage: Mein Empfang wird häufig durch ein lautes Klingen wie Glockenton im Lautsprecher gestört. Auch beim Berühren der Röhren wird dieses Klingen hörbar, das sich manchmal bis zum unangenehmen Heulen steigert. Da dieser Fehler nicht immer vorhanden ist, weiß ich mir gar nicht zu helfen. Teilen Sie bitte mit, wie und ob man diesen Fehler beseitigen kann.

Antwort: Dieses Klingen beim Berühren der Röhre findet seine Erklärung darin, daß durch Erschütterungen sich der mechanische Abstand des Gitters von dem Heizfaden verändert. Damit ändern sich natürlich auch die elektrischen Verhältnisse in der Röhre und rufen dieses Klingen hervor. Mit der Erklärung der Ursache ist auch die Abhilfe gegeben: Vermeiden jeglicher Erschütterungen der Röhre durch federnde Aufstellung des Gerätes oder auch nur des Sockels. Das Heulen, das Sie häufig in Ihrem Lautsprecher wahrnehmen, dürfte seine Ursache in der sogenannten akustischen Rückkopplung haben. Die Tonwellen des Lautsprechers treffen auf die Röhre und bringen die Glaswand zum Schwingen. Wenn diese Schwingungen natürlich auch mit dem Auge nicht wahrnehmbar sind, so wirken sie sich doch auf die elektrischen Verhältnisse im Innern der Röhre aus. Auch hier ist der Weg zur Beseitigung des Fehlers in der Erklärung seiner Ursache gewiesen. Stellen Sie den Lautsprecher so auf, daß seine Schallwellen nicht direkt auf den Apparat gerichtet sind, wählen Sie einen ziemlich großen Abstand zwischen Gerät und Lautsprecher und versehen Sie die Röhren mit Hauben aus Watte oder Schwammgummi.

R. S. Frage: Ich bin gezwungen worden, meine Hochantenne, mit der ich einen ausgezeichneten Europaempfang hatte, abzureißen und nur mit der Lichtantenne zu hören. Nun ist aber der Empfang mit der Lichtantenne auch nicht annähernd mit dem an der Hochantenne zu vergleichen, da ich jetzt nur einige wenige Stationen im Lautsprecher empfange. Kann der Fehler im Apparat zu suchen sein, oder liegt es an der neuen Antenne?

Antwort: Natürlich liegt die Möglichkeit vor, daß eine Störung im Gerät vorhanden ist, aber mehr noch ist der schlechte Empfang auf die Verwendung der Lichtantenne zu schieben. Der Empfang an der Lichtantenne ist stets eine reine Glückssache. In einem Hause in derselben Etage ist oftmals der Empfang an der einen Steckdose besser als der an einer im Nebenzimmer befindlichen. Voraussagungen lassen sich da nicht machen. Nur der Versuch führt zum Ziele, wenn sich auch wohl nur in ganz besonderen Fällen ein Empfang ergeben wird, der sich mit dem an der Hochantenne vergleichen läßt. Schalten Sie noch eine Stufe Hochfrequenz vor Ihr Gerät, dann werden Sie sicher wieder mehrere Stationen empfangen.

A. B. Frage: Ich habe mit meinem Einröhrengerät recht guten Empfang, möchte mir jedoch jetzt noch eine Röhre hinzubauen. Was würden Sie mir empfehlen, Hochfrequenz- oder Niederfrequenzverstärkung? Und wenn Niederfrequenzverstärkung, sollte man dann Transformatoren- oder Widerstandsverstärkung vorziehen?

Antwort: Sowohl das Eine wie das Andere läßt sich in Ihrem Falle raten. Es kommt ganz darauf an, welchen Zweck die Hinzufügung einer weiteren Röhre erfüllen soll. Wünschen Sie eine Vergrößerung des Empfangsbereiches, eine Hörbarmachung von Sendern, die Sie bis jetzt nicht empfangen können, so kommt eine Vergrößerung Ihres Gerätes durch eine Hochfrequenzstufe in Frage. Durch die Vorschaltung einer Hochfrequenzstufe wird zwar auch die Lautstärke der bisher empfangenen Sender vergrößert, aber doch nicht annähernd in dem Maße, wie bei Hinzufügung einer Stufe Niederfrequenz, die dafür wieder aber keine Stationen bringt, die nicht auch schon vorher, wenn auch sehr leise, im Hörer waren. Widerstandsverstärkung ist bei nur einer Verstärkungsstufe nicht zu empfehlen, weil eine Transformatorenverstärkung hier wirkungsvoller als eine Widerstandsverstärkung ist, die ja erst bei mehreren Verstärkungsstufen durch ihre reine Wiedergabe wertvoll wird. Allerdings gibt es heute bereits wieder Transformatoren, die auch bei drei Stufen ohne jede Verzerrung und mit wesentlich größerer Verstärkung arbeiten. Allerdings ist eine Verstärkung durch Transformatoren teuerer als mit Widerständen, mit denen wieder der Erfolg nicht so leicht zu haben ist, wenn man nicht einige Erfahrung im Bau besitzt. Aus dem Gesagten werden Sie leicht das für Sie Geeignete finden können.

Aus aller Welt.

Rußland. Nach einer Meldung aus Moskau ist zwischen der Telefunken-Gesellschaft und dem Post- und Telegraphenkommissariat der Sowjetunion ein Vertrag zustandegekommen, nach dem in Moskau und Berlin Apparate aufgestellt werden sollen, die eine Bildübermittlung auf drahtlosem Wege zwischen den beiden Städten gestatten. Das Post- und Telegraphenkommissariat hat sich außerdem das Recht vorbehalten, die zur Uebertragung von Bildern notwendigen Apparate in russischen Fabriken herstellen zu lassen, da man weitere Uebertragungsmöglichkeiten in Rußland bauen will, wenn sich der Verkehr zwischen Moskau und Berlin reibungslos und zufriedenstellend abwickelt.

Dänemark. Der dänische Minister für öffentliche Arbeiten hat über den Aufstellungsort des neuen Rundfunksenders in Kopenhagen endlich eine Entscheidung getroffen. Zwischen dem Parlament und den Vertretern der Rundfunkindustrie hatte bisher eine Meinungsverschiedenheit bestanden, da erstere den Sender im Mittelpunkt der Stadt selbst und die Industriellen ihn in der Umgebung Kopenhagens aufzustellen wünschten. Der Minister stellte sich auf die Seite des Parlaments, so daß die neue Station im Stadtinnern zur Aufstellung gelangen wird.



Ein jeder kennt das Wort — nicht jeder weiß, wo es herstammt: aus dem italienischen all' arme „zu den Waffen", und im Französischen wurde „alarme" daraus. Ein jeder kennt das Wort. Es hat jedoch viel von seiner aufregenden Wirkung verloren, seit der Mensch eigentlich ständig in einem Zustand des Alarms lebt. Schon der Wecker in der Morgenstunde, der schrill an Pflicht und Arbeit mahnt, klingelt Alarm: Heraus aus dem Bett, Frühstück zubereitet, Kinder zur Schule fertiggemacht, zur Straßenbahn gestürzt oder die Beine in Trab-Trab-Bewegung gesetzt, damit man nicht zu spät kommt.

Deshalb hat — wenigstens in der Großstadt — der Alarm nichts mehr besonders Erschreckendes. Wenn die Feuerwehr alarmiert wird und mit Blasen, Klingeln, Tuten durch die Straßen saust, dann folgt ihr ein flüchtiger Blick, ein flüchtiger Gedanke: „Irgendwo brennt es", dann wird man durch andere Dinge sofort abgelenkt. Wenn die Polizei durch eine Anzeige, durch den Telephonruf „Überfall" alarmiert wird, dann geht das meist nur die Betroffenen und höchstens die Mitbewohner des


Die Alarmglocke ertönt: Einbrecher sind in der Wohnung.

Hauses an und eine Anzahl Neugieriger, die sich immer rasch zusammenfinden; im allgemeinen bleibt der Alarm unbeachtet.

Die ursprüngliche Bedeutung von Alarm war, wie es aus der Worterklärung ja hervorgeht, ein Ruf „Zu den Waffen!". Er hatte vorerst nur militärische, kriegerische Bedeutung. Wenn Alarm geblasen wurde, dann drohte ein feindlicher Überfall auf das Lager und jeder suchte eilig sein Wehrzeug zusammen, um sich in Verteidigungszustand zu versetzen.

Wenn Alarm geblasen wurde, dann galt es auch, einen Angriff auf das Leben friedlicher Bürger abzuwehren. Die Stadtsoldaten griffen zu den Waffen und eilten zu Hilfe.

Doch die Bedeutung des Wortes spielte auch bald ins politische Gebiet hinüber: wenn sich die Massen zu großen Demonstrationen zusammenfanden, so entstand ein Alarm. Er war berechtigt, denn die Gefahr blutiger Zusammenstöße ist immer gegeben, wenn größere Menschenmengen in politischer Erregung auf die Straßen strömen. Und dann erhält das Wort Alarm leider nicht selten seine ureigentliche Bedeutung wieder, man ruft: „Zu den Waffen!" Und die Zeitungen, die über solche Vorfälle berichten, bringen dann „alarmierende" Nachrichten.

Wie jedes Ding, hat auch diese Abgestumpftheit gegen Alarm ihre zwei Seiten: eine gute und eine schlechte. Zweifellos ist es gut, wenn man sich nicht über jedes Ereignis aufregt und ereifert, sich nicht dazu drängt, den berufsmäßigen Helfern nicht im Wege steht, den Behörden, die mit der Erforschung der Ursachen des Alarms beschäftigt sind, nicht hinderlich wird. Es ist gut, wenn man nicht durch alles gleich „alarmiert" wird in des Wortes eigenster Bedeutung, nämlich gleich „zu den Waffen" greift. Durch solchen Übereifer ist schon mancher harmlose Unbeteiligte, ja sogar mancher zur Hilfe herbeigeeilte wackere Polizeibeamte ums Leben gekommen, weil man alles verdächtig fand und blind darauf losschoß. Es ist auch gut, wenn die Menschen etwas von der leichten Erschreckbarkeit verlieren, die früher stärker vorhanden war, als jetzt, trotzdem wir doch reichlich nervöser geworden sind. Man hat gelernt, über Dinge, die uns früher leicht aus der Fassung gebracht hätten, mit Ruhe hinwegzusehen.

Damit beginnt aber die zweite, die üble Seite des Abgestumpftseins. Das Gefühl für die Pflicht gegenseitiger Hilfeleistung geht immer mehr verloren. Dafür sind die Behörden da, denken viele, allzu viele, die meisten. Man ist nicht mehr alarmiert, wenn dem Nächsten Gefahr droht, wenn ihm ein Unglück passiert, wenn er einen Unfall gehabt hat. Die Fälle mehren sich in trauriger Weise, daß in einem großen Mietshause Mord und Totschlag geschehen können, ohne daß einer von den hundert Mitbewohnern alarmiert würde. Schwere Kindermißhandlungen, eheliche Prügelszenen, die zum Tode der armen Opfer führen können, sie bleiben monate-, ja jahrelang in der nächsten Umgebung unbeachtet, bis zum entsetzlichen Ende — über das man allerdings dann eine Zeitlang alarmiert ist.

Damit soll denen nicht wieder das Wort geredet werden, die in jeden fremden Kochtopf ihre Nase stecken und bei jedem häuslichen Streit gleich zur Polizei laufen. Aber für wirklich ernste Vorfälle, mögen sie sich nun im Hause oder auf der Straße zutragen, muß man sein Gefühl und sein menschliches Mitempfinden in ständiger Alarmbereitschaft halten.

Alarm! Das heißt: „Zu den Waffen!" Es gibt aber nicht nur Schuß- und Stichwaffen, Handgranaten und Gasbomben, es gibt auch geistige und sittliche Waffen, die man immer in greifbarer Nähe haben soll, wenn der Alarmruf ertönt. Und wenn er nicht aufschreit, sobald es not tut, dann soll man ihn selbst ausstoßen, sofern man sieht, daß wirklich Gefahr droht. In dieser Hinsicht wird viel zu wenig Alarm gerufen.

An jedem Tage, ja fast zu jeder Stunde gehen wertvolle Menschen zugrunde, weil sie zu schwach sind, rechtzeitig Alarm zu rufen, oder weil ihr Alarmruf ungehört verhallt. Leben, Gesundheit, Ehre, Familienglück, wie oft wären sie zu retten, wenn man nicht für die Alarmrufe der Mitmenschen so abgestumpft wäre.

Alarm! Die Feuerwehr rast durch die Straßen! Irgendwo brennt es. Wo? Nicht bei mir, nicht in meinem Hause, nicht einmal in meiner Straße, was


Falscher Alarm: Nur eine Filmaufnahme.

kümmert's mich? Das Auto des Überfallkommandos, der Mordkommission bahnt sich den Weg durch das Wagengewühl. Jemand ist erschlagen worden, ein Raubüberfall hat stattgefunden. Bei mir? In meinem Hause? Nicht einmal in meiner Straße. Was kümmert's mich? Man wird es morgen schon in der Zeitung lesen. Aber vielleicht hätte der Brand rechtzeitig entdeckt, der Mord vereitelt, der Überfall verhütet werden können, wenn man mehr auf den Alarmruf gehört, wenn man, nur ein wenig besorgt um das Schicksal des Nebenmenschen den Alarmruf selbst rechtzeitig ausgestoßen hätte! Und eines nicht zu vergessen: Straße bleibt Straße, Haus bleibt Haus und Mensch bleibt Mensch. Was heute dem einen passiert, kann morgen dem anderen geschehen.

Alarm! Das heißt: „Zu den Waffen!" Man greife aber auch nicht um nichtiger Dinge willen zu den Waffen und rufe auch um nichtiger Dinge willen nicht gleich immer Waffenhilfe herbei.

Es ist nicht schwer zu unterscheiden, ob wirklich schwere Not irgendwelcher Art, wo wirklich drohende Gefahr schleunigen Beistand erheischt, oder ob es sich nur um Mißhelligkeiten solcher Art handelt, bei denen der Schein viel größer ist als das Feuer. Wer mit seinem Leide erst heulend zu aller Welt läuft, um eine Stunde später zu singen und zu lachen, daß es durch alle Gänge und Straßen hallt, der braucht keinen Alarmruf.

Man vergesse aber trotz manchen blinden Alarmes nicht, Augen und Herzen stets offen zu halten für alle und alles, was alarmierend nach Hilfe und Abhilfe schreit!


Das Überfallkommando tritt in Aktion.

Sport

„S. V. Biala-Lipnik" — „S. C. Makkabi," Krakau.

S. V. Biala-Lipnik: Szczygiel, Olszowski, Navara, Neczas, Laske, Möhwald, Stanik, Tomaszczyk II., Reiter, Tomaszczyk I., Crispin.

S. C. „Makkabi" Krakau: Meller, Hutterer, Heitner, Holzmann, Selinger, Purisz I., Orenstein, Apfel, Purisz II., Goldfluß, Fries.

B. B. S. V.-Platz. — Schiedsrichter: Herr Then. —

Am Sonntag, den 9. d. M., fand auf dem Sportplatze des BBSV das fällige Meisterschaftsspiel der beiden vorhergenannten Vereine statt. — Das erste Zusammentreffen dieser beiden Gegner brachte den Biala-Lipnitern einen auf fremden Boden erkämpften 2:1 Sieg. Man gab daher für das auf heimischen Boden stattfindende Retourspiel den Biala-Lipnikern ebenfalls die besseren Chancen. Als man vor Beginn des Wettspieles erfuhr, daß die „Makkabi" angeblich mit 5 Ersatzleuten anzutreten gezwungen ist, wurde allgemein auf einen hohen Sieg der heimischen Mannschaft getippt. Es kam aber doch nicht so, denn die Krakauer brachten einen energischen Widerstand auf und ließen sich nur ganz knapp mit 2:1 unterkriegen, wobei der siegbringende Treffer seitens der Biala-Lipniker gerade eine halbe Minute vor Schluß erzielt wurde. Das Spiel selbst war leider unschön und wurde beiderseits mit allzu großem Stimmenaufwand absolviert. Die Krakauer erwiesen sich als undisziplinierte Mannschaft, die dem zum Glück energischen Schiedsrichter in jeder Weise seine Tätigkeit zu erschweren suchten. Sie legten sich außerdem die etwas merkwürdige Taktik zu, die Bälle absichtlich über die Planken des Platzes zu schießen, und das Spiel dadurch unnötig aufzuhalten. Daß sie sich dadurch beim Publikum nicht beliebt machten, ist erklärlich. Außerdem wurde unnötig derb gespielt und eher aller andere, als Propaganda für den Fußballsport getrieben. Das Fehlen einzelner Leute machte sich stark bemerkbar, nur der guten Arbeit der Verteidigung ist es zu verdanken, daß die Niederlage nicht bedeutend größer ausgefallen ist. Die Halvesreihe der Krakauer hielt den Angriff der Biala-Lipniker gut im Schach, der Angriff hatte im Innentrio die besseren Kräfte, von den Flügeln war der rechte ein Statist, der für die Erheiterung des Publikums infolge seiner Unbeholfenheit viel beitrug. — Biala-Lipnik, spielte äußerst zerfahren und konnte sich lange nicht finden. Erst in der letzten Viertelstunde klappte es im Angriff besser, wodurch dann auch der knappe Sieg erkämpft wurde. Die Aufstellung Tomaszczyk II. im Angriff bewährte sich absolut nicht, als Navara mit ihm tauschte, ging es gleich besser. Aber auch in der Verteidigung war ersterer schlecht und hatte es ganz besonders auf den eigenen Tormann abgesehen, den er durch sein Schreien erst recht aus der Ruhe brachte. Auch sein Partner in der Verteidigung schwamm ganz bedenklich. Die Halvesreihe der Heimischen arbeitete gut, doch ist das Zuspiel an die Stürmer viel zu hoch, wodurch den technisch besser ausgebildeten Gegnern die Abwehr bedeutend erleichtert wurde. Der Angriff hatte in Reiter und Stanik die besten Kräfte, die anderen ließen viel zu wünschen übrig. Im allgemeinen spielte die Mannschaft Biala-Lipniks weit unter der sonst gereizten Form und hätte das Wettspiel gegen eine komplette Makkabimannschaft wahrscheinlich einen anderen Ausgang genommen. Das Schiedsrichteramt versah seit langer Zeit wieder einmal Herr Then, der bis auf einige geringfügige Versehen gut amtierte, den undisziplinierten Krakauern natürlich nichts recht machen konnte. Der Besuch des Spieles war gewohnt schwach.

Spielverlauf: Makkabi eröffnet das Spiel, muß jedoch den Ball den Gegnern überlassen, die eine Anzahl von Angriffen durchführen, wobei die Makkabiverteidigung Gelegenheit hat zu guter Abwehr hat. Dann ripostiert Makkabi, wobei die Flügel einigemale verschießen. Biala-Lipnik erzwingt dann eine Serie von drei Eckstößen, wobei Laske über das Tor köpft. In der 13. Minute verschuldet einer der Makkabiverteidiger ein Hands im Strafraum, aus welchem Reiter den ersten Treffer für seine Farben herausholt. Bei offenem Spiel, welches durch zahlreiche Freistöße wegen Fouls unterbrochen wird, vergeht fast die ganze erste Hälfte. In der 43. Minute gibt es nach einer Flanke des linken Makkabiflügels ein Mißverständnis zwischen Navara und Szczygiel, woraus ein Eigentor resultiert, das den Gästen einen billigen Ausgleich verschafft. Mit 1:1 werden die Seiten gewechselt.

Die zweite Spielhälfte spielt Biala-Lipnik in der gewohnten Aufstellung, mit Navara im Angriff. Biala-Lipnik hat etwas mehr vom Spiel, ohne zählbare Erfolge zu erzielen. 2 Ecken für die Heimischen werden vergeben, wobei der Tormann der Gäste Gelegenheit hat, sein Können zu beweisen. Auch „Makkabi" wird durch den linken Verbinder einigemale gefährlich, wobei Szczygiel gute Abwehr leistet. Einen Freistoß gegen „Makkabi" schießt Laske scharf, eine weitere Ecke resultiert daraus, die ebenfalls erfolglos verlauft. Dann geht ein Köpfler des linken Makkabiverbinders nur knapp neben das Tor. Eine schöne Kombination Laske-Reiter-Navara wird foul aufgehalten, den Freistoß verschießt Navara. Dann kommt „Makkabi" kurz hintereinander zu drei Eckstößen ohne daraus einen Erfolg erzielen zu können. Die Spielzeit geht zu Ende, als der Angriff der Heimischen noch einen energischen Vorstoß unternimmt, der von Erfolg begleitet ist. Navara kann in der 45. Minute den Ball ins Tor drücken und dadurch seinem Verein zwei wertvolle Punkte erringen. Anstoß und Abpfiff beendet das Spiel.

Sie hat Ausdauer
Miss Mercedes Gleitze,



einer Londoner Stenotypistin, gelang es beim 8. Versuch den Kanal zu durchschwimmen. Sie brauchte $15^1/_4$ Stunden.

Wettspielergebnisse der abgelaufenen Woche.

Planicka (Tschechoslowakei) schlägt Ungarn 2:1 (1:0).
Städtespiel Budapest—Prag 2:1 (0:1).
S. K. Mor. Ostrava gegen Cechie Olomouc 3:3 (2:0).
S. K. Bratislava—Rapid Preßburg 3:2 (2:0) Meisterschaftsfinale der Slowakei.
D. S. V. Witkowitz—S. K. Slovan 4:2 (2:2).
D. F. C. Prag—Sparta Kladno 1:1 (1:0).
D. S. K. Teschen—Bata Zlin 3:3 (1:2).
S. K. Zidenice 1:2 (0:1) geschlagen.
D. S. V. Oderberg—D. S. V. Trzyniets 10:1 (3:1).
Rapid—Austria 2:1 (2:1).
Admira—W. A. C. 4:3 (2:1).
Hakoah (Wien) — Slovan 1:0 (1:0).

Die Grenzen des Sprinters.

Eine wissenschaftliche Erörterung.

Untersuchungen darüber, ob in der kurzen Strecke noch wesentliche Steigerungen an Schnelligkeit möglich sind, wurden von berufener und unberufener Seite in Hülle und Fülle unternommen. Wertvoll ist zweifellos die des Professors A. V. Hill von der Cornell-Universität, der Nobelpreisträger und selbst aktiver Sportsmann ist. Professor Hill vertritt den Standpunkt, daß eine Verbesserung künftiger Leistung für 100 Meter unter 10'2 Sekunden (!) und für 100 Yard unter 9'4 Sekunden aus physiologischen Erwägungen heraus eine Unmöglichkeit sei.

„Ein Schnelläufer", schreibt Hill, „unterliegt verlangsamenden Einflüssen, die mit der Geschwindigkeit anwachsen. Je größer die Geschwindigkeit, um so größer also die Widerstände, die er zu überwinden hat. Die Arbeitsleistung eines Schnelläufers, der 100 Yards (— 91'4 Meter) in Rekordzeit (als welche 9.5 Sekunden angenommen ist) zurücklegt, ist gleich der Arbeitsleistung, die zur Ueberwindung einer Steigung von mindestens 300 Meter notwendig ist. Die Kraft, die der Schnelläufer während der wenigen Sekunden aufwenden muß, ist gleich der von 9 PS.

In diesem ungeheuren Energieaufwand ist die wissenschaftliche Grundlage zu finden für die Ansicht der Praktiker, daß die gegenwärtigen Schnellaufrekorde, wenn sie überhaupt geschlagen werden sollten, nur um Bruchteile einer Sekunde geschlagen werden können, um so kleine Bruchteile, daß nur elektrische Zeitmaßapparate sie feststellen können. Bei einem Schnelläufer geht Muskelzusammenziehung und Muskelausdehnung sehr schnell vor sich. Milchsäure, ein Produkt der Muskelermüdung. wird gebildet in der Menge von 3 bis 4 Gramm in der Sekunde und 42 einhalb Gramm dieser relativ starken Säure in den Muskeln am Ende von rasch durchlaufenen 100 Yards werden eine bedeutende Verringerung der Geschwindigkeit zur Folge haben. 114 Gramm wären genug, um den stärksten Mann für den Augenblick vollständig zu lähmen. Es ist unwahrscheinlich, daß noch die Anfangsgeschwindigkeit wesentlich erhöht werden kann; hat aber einmal der Schnelläufer die gegenwärtige Geschwindigkeit erreicht, so ist die Entfernung, die er noch laufen kann, so gering, daß es schon deshalb schwer ist, die Geschwindigkeit noch zu steigern"

Diese Meinung Professor Hills wird noch dadurch klarer, wenn man bedenkt, daß der Sprinter fast nur aufgespeicherte Energie benutzt und der Atem nur eine sehr untergeordnete Rolle spielt, während bei dem Langstreckenläufer die Fähigkeit der Sauerstoffaufspeicherung und überhaupt die taktische „Verteilung der Kräfte" ausschlaggebend für den Erfolg ist.

Das größte Sportfest aller Zeiten sind die zu Ehren des 80. Geburtstages des Reichspräsidenten in der ganzen Welt veranstalteten Hindenburg-Spiele. 25.200 deutsche Turn- und Sportvereine im In- und Auslande haben sich, dem Aufrufe des Deutschen Reichsausschusses für Leibesübungen folgend, an den Hindenburg-Spielen beteiligt und um das vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübungen gestiftete Bild des Reichspräsidenten gebeten. Dieses Bild trägt in Faksimile eine Widmung Hindenburgs: „Leibesübung ist Dienst am Vaterlande". Die Veranstaltungen sind zu ihrem größten Teil in Form von Wettkämpfen durchgeführt worden. Wenn man auf jeden Wettkampf nur etwa 20 Teilnehmer rechnet, was noch zu gering geschätzt sein dürfte, so kommen allein 800.000 Teilnehmer auf die gesamten Spiele. Damit ist eine Ziffer erreicht, die noch nie an sportlicher Teilnahme auf der Welt zustande gekommen ist.

Rechtshänder und Linkshänder. — Im Fechtsport ist es nicht ungewöhnlich, Fechter zu sehen, die Säbel, Degen oder Rapier mit gleicher Gewandtheit und Geschicklichkeit mit der rechten wie mit der linken Hand zu führen wissen. Der französische Meisterfechter Lucien Gaudin ist hiefür ein Beispiel. Vom Fußballer wird verlangt, daß er sich zum Stoßen des Balles ebensogut seines linken wie seines rechten Beines zu bedienen versteht. Im Tennis sind die Spieler, die den Schläger gleich gut mit der Rechten und der Linken handhaben, sehr selten. Wohl gibt es eine Anzahl berühmter Linkshänder im Tennis, wie Laurentz, den Australier Norman Brookes, den Amerikaner Mac Loughlin, aber diese Männer sind eben nur Linkshänder, das heißt, sie wechseln nicht mit der Linken und Rechten ab, sondern halten das Rakett stets in der Linken. Gibt es dafür einen stichhältigen Grund? Es ist schwer, diese Frage zu bejahen, aber es hat den Anschein, als vertrüge das Tennisspiel nicht das Wechseln des Raketts von einer Hand zur anderen im Verlaufe eines Spieles. Dazu ist der Ball zu schnell. Auch vermag sich der Spieler, der bloß auf eine Hand, sei es die rechte oder linke, trainiert ist, nicht daran zu gewöhnen. Es scheint sich also die Folgerung zu ergeben, daß man im Tennis entweder Rechts- oder Linkshänder ist und das, was man ist, auch bleibt; und weiter, daß bis jetzt wenigstens das Wechseln des Raketts von einer Hand zur anderen keinen nennenswerten Vorteil bietet.

DIE·ZEITUNG·IM·BILD

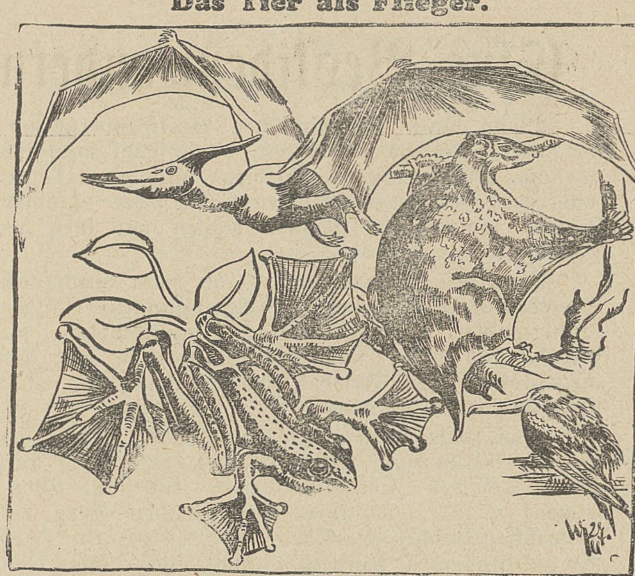
Merkwürdige japanische Bräuche.

Namengebung für die neugeborene kaiserliche Prinzessin.



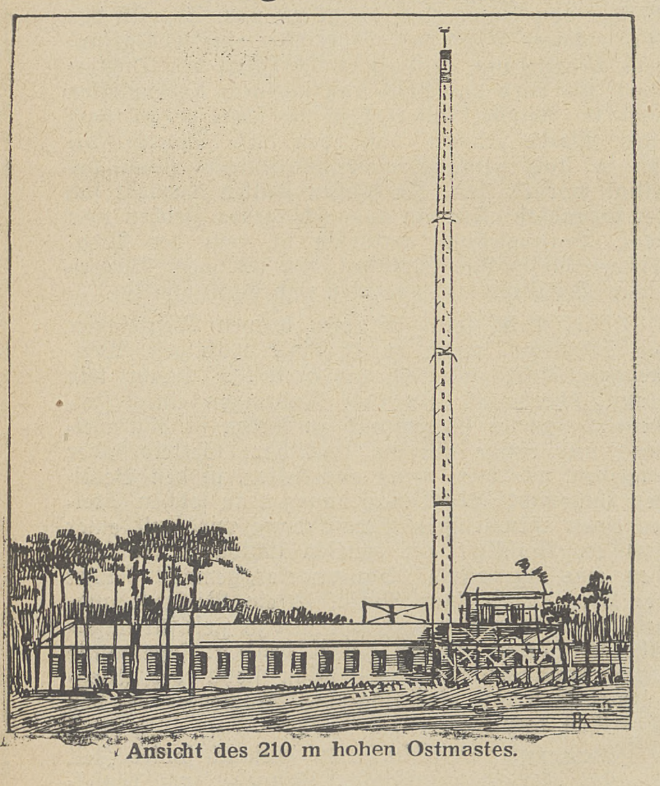
Während der Namengebung lesen zwei Gelehrte aus japanischen Klassikern vor und hohe Würdenträger lassen Bogensehnen schwirren, um die bösen Geister zu verscheuchen.

Das Tier als Flieger.



1. Flugdrache, ein aus der Kreidegeneration stammender Flugsaurier, dessen Flughäute ein Flattern und Gleiten ermöglichen. 2. Flugfrosch aus dem Malayischen Archipel. Die Zehen an Vorder- und Hinterfüßen sind mit breiten Spannhäuten versehen, die als Fallschirme beim Abflug arbeiten. 3. Pelzflatterer. Ein Insektenfresser, dessen Körperhaut einen Fallschirm bildet, mit dem sich das Tier von Baum zu Baum gleiten läßt. 4. Fregattvogel. Die Fregattvögel sind die schnellsten Flieger auf dem Meere.

Der neue Rundfunksender Zeesen bei Königswusterhausen.



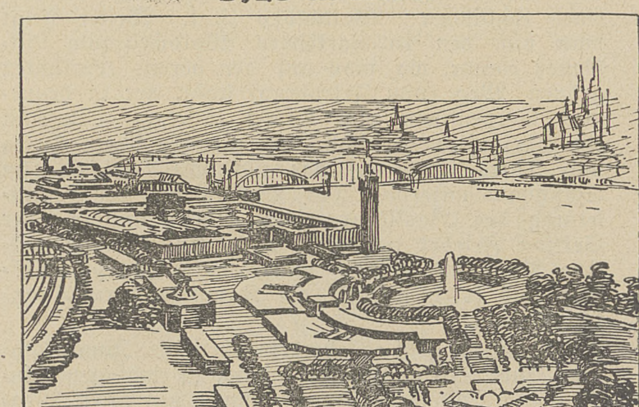
Ansicht des 210 m hohen Ostmastes.

1690 Heiratsanträge in einem Monat.



Die berühmte amerikanische Filmschauspielerin Esther Ralston in Hollywood ist von Freiern derart umschwärmt, daß sie in einem Monat [illegible]cht weniger als 1690 Anträge erhielt.

„Pressa", internationale Presseausstellung 1928 in Köln.



Blick auf das Ausstellungsgelände, das sich in 3 km langer Straße am rechten Rheinufer erstrecken wird.

Oelkönige.



1. Sir Harry Sinclair, der Leiter des Sinclair-Oil-Trusts, einer scharfen Konkurrenz der Standard Oil.



2. John D. Rockefeller, der die Standard Oil-Company als Trust aufbaute.



3. Sir Harry Deterding, der Präsident der Royal Dutch Shell Company.



4. Walter Teagle, der führende Mann der Standard Oil-Company.

Wunder der Natur.



Jukkapflanzen sind Blumen mit weißen Blüten, die in der amerikanischen Wüste Arizona vorkommen.

Touristik

Eine Beskidenwanderung im Teschner Ländchen.

Wenn man die heimischen Beskidenberge immer wieder durchwandert hat, dann sehnt man sich darnach, dieses reizende Gebirge auch einmal jenseits der Grenze zu besuchen. Eine der schönsten Touren in diesem Gebiete wollen wir hier beschreiben:

Dank der „Beskidenvisa", die man durch den Beskidenverein zu günstigen Bedingungen erlangen kann, passiert man in Teschen anstandslos die Grenze und fährt mit der Städtebahn des Gebirgssaumes nach Friedek, wo man in den Zug nach Friedland umsteigt.

Von dort kann man bereits die Tour beginnen, indem man entweder über das Dorf Borowa, und den Jonncona-Kamm (rot-blaue Wegzeichen) in $3^1/_2$ Stunden den höchsten Berg der mährisch-schlesischen Beskiden, die Lyssa-Hora (1322 m) im bequemen Aufstieg erreicht, oder etwas steiler und schattenarm über den Staschkow und Lukschinetz-Kamm in 3 Stunden (grüne Markierung). Dann gibt es noch einen Verbindungsweg zwischen diesen beiden von Borowa durch das romantische Salinatal (Wasserfall) zum Lukschinetz (rot-grün), der etwas kürzer als der erste Weg ist.

In kürzester Zeit jedoch, in nicht ganzen 3 Stunden erreicht man die Lyssa, wenn man von Friedland mit der Bila-TalBahn bis Ostrawitz weiterfährt und von hier durch das Sepetny-Tal den gelben, oder durch das etwas längere, aber schönere Masak-Tal den roten Wegzeichen folgt. Auf beiden kommt man nach ca. 1 Stunde zur Ostrauer Hütte, die erst im Vorjahr von der Sektion Mähr.-Ostrau erweitert wurde und die auf einer idyllischen Waldblöße liegt. Weiter steigt man nun den rot-markierten Waldweg zum Lukschinetz empor, wo man auf den bereits erwähnten grünen Weg (von Friedland) stößt, der in bequemen Serpentinen zum Gipfel führt. — Daselbst ein fabelhafter Rundblick auf die Beskiden, Fatra und Tatra, sowie auf das nördliche Vorland. Im Schutzhaus unterhalb des Gipfels, das der Hauptleitung des Beskidenvereines gehört, und von der Sektion Friedek verwaltet wird, findet man gastliche Aufnahme, sodaß man ausgeruht vom Aufstieg und frisch gestärkt die Kammwanderung antreten kann.

Zunächst geht es abwärts über die Zimna Polana zum Sattel Bisalaje, dann in mäßigem Anstieg zum „Weißen Kreuz", immer den roten Wegzeichen entlang.

Nach $2^1/_2$ Stunden steht man vor dem schlichten weiß angestrichenen Holzkreuz, von dem diese Gegend ihren Namen hat. Gegenüber liegt das „Josefinenheim", ein Beihaus zur Schutzhütte, etwas weiter das alte Schutzhaus, hinter dem das neue, ein riesiger Kasten, halb aus hellem Stein und halb aus dunklem Holz, seltsam kontrastierend. Die zahlreichen Uebergänge ergaben hier einen vielbesuchten Kreuzungspunkt, dem das alte Schutzhaus nicht mehr gewachsen war. Deshalb hat die Sektion Witkowitz des Beskidenvereines diesem „Semmering der Beskiden" auch sein Berghotel gegeben.

Nach Besichtigung der neuzeitlichen Inneneinrichtung und kräftigem Imbiß ziehen wir weiter den rotmarkierten Weg auf den Sulov, wo wir den Hauptkamm erreichen und nun auf der Grenze zwischen Schlesien und der Slowakei zum Kl. Polom wandern. Hier zweigen wir auf den nördlichen Ausläufer ab, während der Hauptkamm geradeaus über dem Gr. Polom nach Mosty und dem Jablunkauer Paß führt.

In $2^1/_2$ Stunden kommen wir auf eine waldumrauschte Bergwiese, an deren oberen Saum halb versteckt die „Hadaszczokhütte" ruht. Auch dieser kleine Holzbau ist Eigentum der Sektion Witkowitz, die ihn nach ihrem Gründer benannte.

Wir rasten hier und gehen dann ohne nennenswerte Steigung weiter, zunächst durch prächtigen Urwald. Auf einer Blöße biegt rechts ein rot-blauer Weg ab in das liebliche Lomnatal und ein gelber über den mattenreichen Seitenkamm der Kozubowa nach dem Bergstädtchen Jablunkau. Wir aber gehen weiter auf dem rotbezeichneten Kammweg nunmehr durch schönen Jungwald, wo ein blauer Weg wiederum nach rechts über den Ostry zur Bahnstation Bistritz geht. Vor dem bewaldeten Roczicagipfel weicht nun die rote Markierung auf einen westlichen Ausläufer ab, während wir nunmehr auf blau bezeichnetem Wege diesen Gipfel umgehen und auf weichen Wiesen den Gr. Jaworowy (1032 m) ersteigen. Hier bietet sich eine ähnliche Fernsicht wie auf der Lyssa. Doch das Schutzhaus auf dem Kl. Jaworowy (947 m), das uns bereits öfter auf der Wanderung mit seinem glänzenden Dach über die Wipfel einladend entgegenleuchtete, lockt nun unwiderstehlich, und nach kurzem Abstieg haben wir es und damit auch das Ende unserer Kammwanderung erreicht. Von der Hadaszczokhütte bis zu diesem ältesten aller Beskidenschutzhäuser Tschechiens, das die Sektion Teschen im Jahre 1895 erbaut hat, sind wir 2 einhalb Stunden gegangen.

Nun sitzen wir auf der Glasveranda des Schutzhauses bei guter Speise und frischem Trank und blicken hinaus auf das breite Olsatal da unten, das uns ein schönes Stück Weges begleitet hat, auf das rauchende Eisenwerk Trzynietz mit seinem auffallendem Schuttkegel und weiter nördlich auf das geteilte Teschen und die vielen anderen Orte des Tieflandes. Gegenüber, am jenseitigen Olsaufer, zieht sich der polnische Grenzkamm vom spitzen Stoschek zur breiten Czantory mit dem Schwesterschutzhaus der Sektion Teschen. Noch einmal begrüßt uns aus weiter Ferne die vielzackige Tatra, der lange Fatrakamm mit dem zerrissenen Rossudec, der turmähnliche Choc dahinter, der Altvater im Westen und all die grünen Beskidenberge ringsum von der Babia bis zur Lyssa, die uns wie einem alten Bekannten über den Trawnyrücken zuwinkt.

Nur schweren Herzens ziehen wir wieder zutal entweder nach Trzynietz (blaue oder gelbe Wegzeichen) oder nach Trcytiesch (grüne Marke). Beide Orte sind in ungefähr 2 Stunden zu erreichen. Oder aber wir verlängern die Kammwanderung um 3 bis 4 Stunden und gehen zurück bis vor die Ropica und von dort mit der gelben Markierung auf den bereits erwähnten westlichen Ausläufern (Ropiczka und Godula, oder Kitschera und Praschiwa) nach der bergumhegten Beskidensommerfrische Kammeral-Ellgoth. Von dort brauchen wir noch $^3/_4$ Stunden bis zum Bahnhof Hnojnik der Städtebahn, die uns dann über Teschen wieder heimführt.

So haben wir eine herrliche Kammwanderung abgeschlossen, die durch zweckmäßige Anlage einer Reihe von Schutzhütten bequem durchzuführen ist und die uns alle Vorzüge und Schönheiten dieses Gebirges zeigen ließ und uns Gelegenheit gab, einen beträchtlichen Teil dieses Gebietes kennen zu lernen.

Leiden und Freuden eines Markierers.

Von Dr. Ed. Stonawski.

Seit Jahr und Tag werden aufmerksame Beobachter unter den vielen Hunderten Touristen in Bielitz und dessen Umgebung einzelne immer dieselben bemerkt haben, deren Ausrüstung von der typisch touristischen sonderbar absticht. Mit übervollen Rucksäcken schwer belastet keuchen sie dem Bahnhofe zu, ihr Antlitz ist gerötet und trieft von Schweiß. Am prallen Rucksack baumeln sonderbare Geräte hin und her, die, soviel man darüber auch nachdenken mag, zu keinem bekannten Handwerk passen wollen. Staunend betrachtet mancher Vorübergehende ihre Gewandung, die rote, blaue, gelbe, weiße Flecken in lieblicher Fülle zeigt und einem Dessinateur ein Muster für ein phantastisches Dessin abgeben könnte. Bist Du neugierig und willst Du erfahren, welches Metier diese Gesellen betreiben, so folge ihren Spuren.

Von Zeit zu Zeit fällt ein Tropfen vom Ende des einen Rucksackes zur Erde, hellrot wie Blut. Entsetzt hemmst Du Deine Schritte, welchem Kapitalverbrechen bist Du da auf die Spur gekommen. Das ist doch Blut? — Nichts dergleichen, lieber Freund. Das Handwerk dieser Wanderer ist kein blutiges. Aufatmend stellt der eine seinen Sack zur Erde, öffnet ihn fluchend und nun erblickst Du eine Reihe von Büchsen, deren eine ein tückischer Kobold geöffnet und ihres Inhaltes, helleuchtender roter Oelfarbe, entleert hat. Entgegen ihrer Bestimmung hat sich die Farbe über den anderen Inhalt des Rucksackes, wie Proviant, Nachthemd, Landkarte, Brot usw., verbreitet. Die Rucksäcke zeigen dabei was sie bergen: Blechtafeln mit Aufschriften, Nägel, Hammer, eine Säge, ein Beil, mehrere Pinsel, Firniß, Terpentin, und eine Anzahl Farbbüchsen. Jetzt wirst Du wissen, welche Arbeit die Wanderer verrichten: es sind Markierer des Beskidenvereines. Mit dem Anbringen der Tafel, wozu erst ein passender Ort und die Erlaubnis des Grundeigentümers gesucht werden müssen, und Anmachen der Farbe vergeht schon viel Zeit. Nun kann das Werk beginnen. Man denkt wohl, die Sache sei sehr einfach und ahnt nicht, wie schwer es ist, es allen recht zu machen. Von einer Seite wird die Forderung gestellt, die Wegzeichen nur selten anzubringen, damit der Tourist nicht gedankenlos dahinbumele, sondern zur Beobachtung der Berge und Täler verhalten werde. Von anderer Seite hört man wieder die Klage, das die Vereine ihren Verpflichtungen in Bezug auf Wegmarkierungen in ungenügender Weise nachkommen. Da die Beskiden doch zu 90% nur eine Domäne der Naturbummler sind, die kartenlos in die Berge wandern, klexen die Wegzeichner lieber mehr als weniger.

Auch hier gilt das Wachwort: allen Menschen recht getan ist eine Kunst die niemand kann. Nicht verschwiegen soll jene Gruppe von Wanderern werden, die die Markierungen überhaupt für überflüssig hält. Zumeist befinden sich die Wegzeichner auch im Wiederspruch mit der Karte. Ummarkierungen sind unvermeidlich, die Karte kann ihnen nicht so rasch folgen, so daß nicht selten geraume Zeit hindurch die faktischen Markierungen mit jenen der Karte nicht übereinstimmen. Auch da schiebt die große Menge die Schuld zumeist auf das Konto der Wegzeichner. Ein großer Feind der Wegzeichner sind die Besitzer von Bauwerken, die Wirte usw. Schwillt des Wegzeichners Brust der Stolz über eine wohlgelungene Markierung, rezitiert er befriedigt das Dichterwort: Es wird die Spur von smeinem Erdenwallen nicht in Aeonen untergehen, so kann er es nach einer Woche erleben, daß eben diese Spuren, die ihn so stolz gemacht, von böswilliger Hand beseitigt worden sind. In solchen Fällen bewährt sich der Grundsatz: Für ein ausgeschlagenes Zeichen zwei neue. Voraussetzung natürlich ist, daß der Wegzeichner die nötige Zeit hat, um mit dem Bauern diesen Wettstreit aufzunehmen und durchzuhalten.

Viel Pein verursacht dem braven Wegzeichner die Situation, wenn er an einer wichtigen Wegkreuzung steht und weit und breit kein Baum, kein Zaun, überhaupt kein zum Anbringen eines Zeichens geeigneter Gegenstand zu finden ist, ihn vielmehr nur einige Wiesen, fruchtbare Getreidefelder umgeben, wie dies, wenn auch selten, in den Beskiden vorkommt. Trifft man dagegen an solchen Stellen einen ehrwürdigen Baum, dann wird mit einer gewissen Wohllust ein weithin sichtbares Farbzeichen, eine sogenannte „Glanzmarke" gemacht. Führt der Weg durch einen Wald, ist ein Verirren ausgeschlossen, so müssen doch von Zeit zu Zeit für ängstliche Wanderer Zeichen gesetzt werden: sogenannte „Beruhigungsmarken". — Man sieht, der Wegzeichner muß mit psychologischen Momenten bei den Touristen rechnen.

Da man zum Markieren dreimal soviel Zeit braucht, als ein gemütlicher Fußgeher um denselben Weg zurückzulegen, so muß man seine Mahlzeiten mangels eines Gasthauses meist im Freien einnehmen. Brot und Wurst werden mit den von Oelfarbe klebrigen Händen erfaßt, denn heißes Wasser gibt es nicht. Aerger ist es freilich, wenn einem der Stöpsel der Firnißflasche herausspringt und der Firniß Wäsche und Kleider durchtränkt, den Rucksack ein für allemal vollkleistert und dergleichen kleinere Malheure mehr.

Viel Freude — wie man sieht -- erntet der Wegzeichner für seine Tätigkeit nicht. Die Berichte im Verein werden gedankenlos zur Kenntnis genommen. Es kann dem Wegzeichner noch passieren, daß ein oder das andere freundliche Mitglied ihm Verschwendung der Farbe vorwirft, seinen Berg als „Quatsch" bezeichnet. Doch überall diese Schwierigkeiten hilft das Bewußtsein getaner Pflicht hinweg, getreu dem Wahrwort:

> Es ist das seeligste Vergnügen,
> wenn man sich selbst genug getan,
> wie mit geliebten Kinderzügen,
> schaut Dich der Geist der Arbeit an.
> Du kannst in ihrem Wert Dich trügen,
> doch nie in Deiner Freud daran.

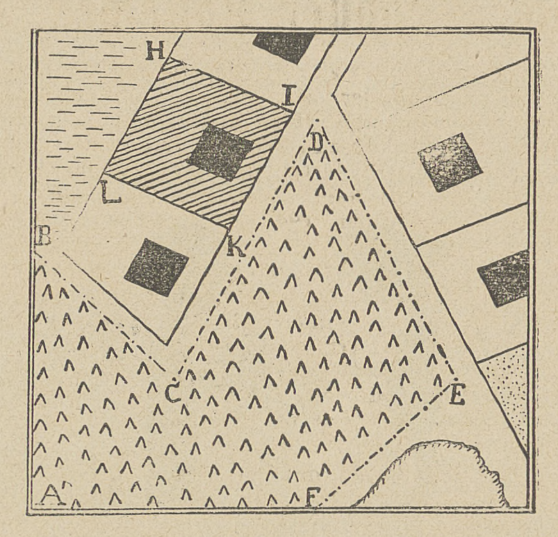
Denksport

Lassen Sie sich nicht verblüffen.



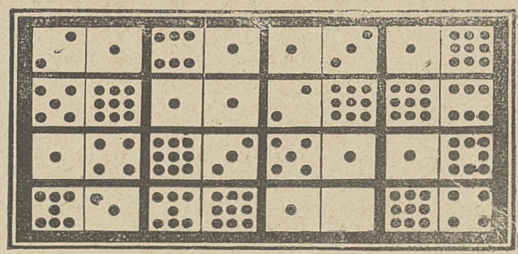
Welche Uhr geht richtig?

Eine verzwickte Geländemessung.



Wie groß ist das Waldstück (A B C D E F), wenn die Wochenendparzelle (H I K L) 5400 Rm. gekostet hat und der Preis für ein Quadratmeter Land in dieser Gegend so viel Reichsmark beträgt, wie man Streichhölzer nötig hat, um aus ihnen, ohne sie zu knicken oder zu teilen, vier gleichseitige Dreiecke zu bilden?

Beharrlichkeit führt zum Ziel.



Ist es Ihnen möglich, indem Sie die vier Ecksteine dieses Dominospiels in ihrer Lage belassen, die übrigen zwölf Steine so zu ordnen, daß die Zahl der Augen in jeder wagerechten und senkrechten Reihe, wie auch in jeder Diagonalreihe stets 34 beträgt? Wieviel Zeit gebrauchen Sie dazu?

Denkaufgaben.

Gedächtnis oder Intelligenz?

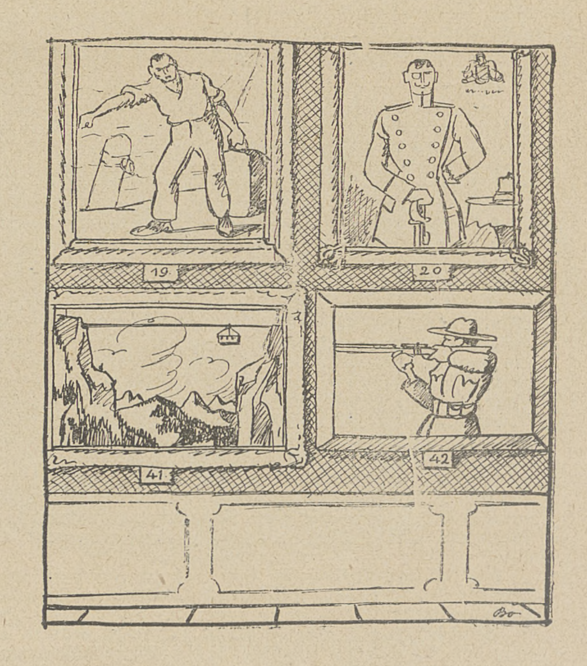
Einer jungen Dame, die sich in einem großen Handelshause um eine kaufmännische Stelle bewarb, wurde eine Liste mit folgenden Ortsnamen

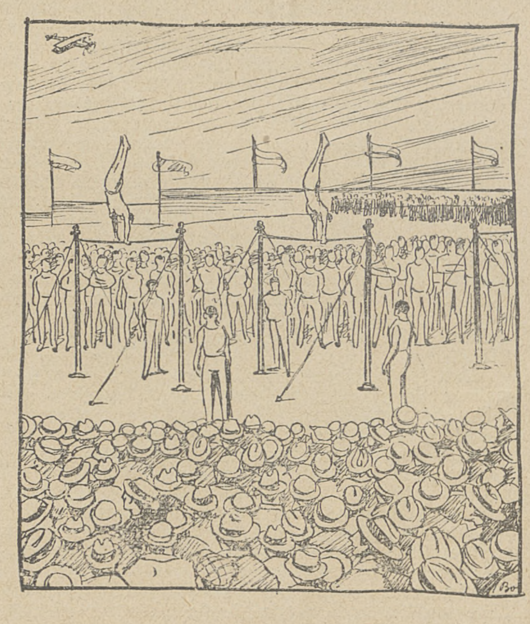
Merseburg, — Sevilla — Augsburg — Nordhausen — Johannisburg — Delft — Jacksonville (USA) — Okayama (Japan) — Appenzell — Feldkirch (Oesterreich) — Juditten — Magdeburg

vorgelegt, und ihr aufgetragen, die Liste 1 1/2 Minuten anzusehen, sich die Namen zu merken, und sie dann — einerlei in welcher Reihenfolge — aus dem Gedächtnis wieder aufzusagen. Die junge Dame bestand diese Gedächtnisprüfung glänzend. Allerdings hatte sie sich, was von hoher Intelligenz zeugte, die Namen infolge bestimmter Anhaltspunkte eingeprägt. Können Sie es der Dame nachmachen? Welche Anhaltspunkte sind vorhanden? —

Ein Stein des Anstoßes.

Im Kriege spielte der Zufall oft eine große Rolle. Um zu erkunden, ob ein Wald vom Feinde besetzt sei, war eine Streife von drei Offizieren in Abständen von mehreren hundert Metern voneinander in Schützenlinie ausgeschwärmt und hatte den Wald betreten. Der führende Oberleutnant, der in der Mitte ging, hatte angeordnet, daß beim ersten feindlichen Schuß kehrt gemacht und zur Feldwache zurückgegangen werden sollte. Er kehrte auch beim ersten feindlichen Schuß um, traf verabredungsgemäß seine beiden Kameraden bei der Feldwache alsbald wieder, hörte aber von ihnen zu seinem größten Erstaunen, daß nicht nur ein, sondern kurz hintereinander zwei feindliche Schüsse gefallen seien. Da die drei Offiziere sämtlich gleich kriegserfahren und kriegsgeübt waren und mit höchster Aufmerksamkeit beobachtet hatten, im Walde sich kein Echo befand, und auch sonst nicht geschossen war, erschienen die sich widersprechenden Aussagen sehr verwunderlich. Wie ist der Widerspruch zu erklären? Vielleicht gibt Ihnen die Ueberschrift einen Wink?

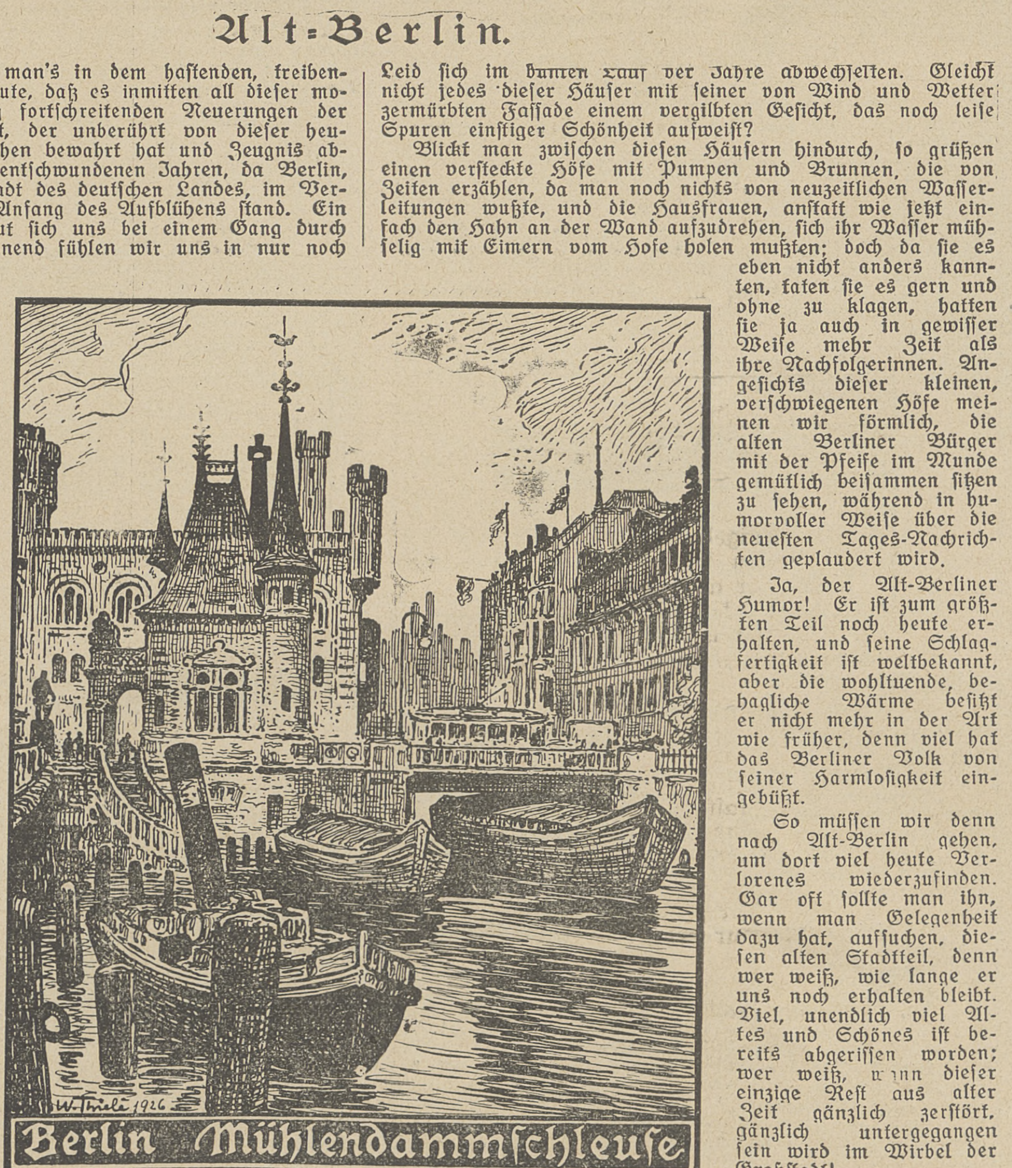


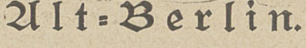


Alt-Berlin.

Beinahe vergessen tut man's in dem hastenden, treibenden, bunten Berlin von heute, daß es inmitten all dieser modernen, von Tag zu Tag fortschreitenden Neuerungen der Großstadt einen Teil gibt, der unberührt von dieser heutigen Zeit sein altes Ansehen bewahrt hat und Zeugnis ablegt von früheren, längst entschwundenen Jahren, da Berlin, die Haupt- und Residenzstadt des deutschen Landes, im Verhältnis zu heute noch im Anfang des Aufblühens stand. Ein ganzes Stück Geschichte tut sich uns bei einem Gang durch Alt-Berlin kund, und staunend fühlen wir uns in nur noch dem Namen nach bekannte Zeiten zurückversetzt.

Gar nicht so weit ab liegt dieser idyllische Teil Alt-Berlins, kurz hinter dem Schloß beginnt er. Wir gehen durch das alte Straßengewirr der Heilige Geist-, Spandauer- und Poststraße, über den Hohen Steinweg zur alten Parochialkirche, deren herrliches Glockenspiel nach wie vor die Menschen erfreut. Die Jüden- und Klosterstraße werden passiert; durch die dunkle Stralauer Straße geht es über den Molkenmarkt. Und dann ist's nicht mehr weit bis zum Krögel und zum Mühlendamm, diesem malerischen Teil mit der Mühlendammschleuse, die uns im Bilde veranschaulicht wird. An der schmalen Scharren- und Roßstraße geht's vorbei, bis man durch die Brüderstraße wieder die Schloßgegend erreicht.





Berlin Mühlendammschleuse

An manchen Stellen stehen die Häuser so dicht zusammen, daß man vermeint, sich bequem die Hände von hüben nach drüben reichen zu können. Gar manches Plauderstündchen werden hier in früherer Zeit die geschwätzigen Nachbarinnen am offenen Fenster gehalten haben. Ja, jedes dieser Giebelhäuser mit den dunklen Kellern und den schönen alten Türen mochte wohl seine Geschichte haben, in der Freud und Leid sich im bunten Lauf der Jahre abwechselten. Gleicht nicht jedes dieser Häuser mit seiner von Wind und Wetter zermürbten Fassade einem vergilbten Gesicht, das noch leise Spuren einstiger Schönheit aufweist?

Blickt man zwischen diesen Häusern hindurch, so grüßen einen versteckte Höfe mit Pumpen und Brunnen, die von Zeiten erzählen, da man noch nichts von neuzeitlichen Wasserleitungen wußte, und die Hausfrauen, anstatt wie jetzt einfach den Hahn an der Wand aufzudrehen, sich ihr Wasser mühselig mit Eimern vom Hofe holen mußten; doch da sie es eben nicht anders kannten, taten sie es gern und ohne zu klagen, hatten sie ja auch in gewisser Weise mehr Zeit als ihre Nachfolgerinnen. Angesichts dieser kleinen, verschwiegenen Höfe meinen wir förmlich, die alten Berliner Bürger mit der Pfeife im Munde gemütlich beisammen sitzen zu sehen, während in humorvoller Weise über die neuesten Tages-Nachrichten geplaudert wird.

Ja, der Alt-Berliner Humor! Er ist zum größten Teil noch heute erhalten, und seine Schlagfertigkeit ist weltbekannt, aber die wohltuende, behagliche Wärme besitzt er nicht mehr in der Art wie früher, denn viel hat das Berliner Volk von seiner Harmlosigkeit eingebüßt.

So müssen wir denn nach Alt-Berlin gehen, um dort viel heute Verlorenes wiederzufinden. Gar oft sollte man ihn, wenn man Gelegenheit dazu hat, aufsuchen, diesen alten Stadtteil, denn wer weiß, wie lange er uns noch erhalten bleibt. Viel, unendlich viel Altes und Schönes ist bereits abgerissen worden; wer weiß, wann dieser einzige Rest aus alter Zeit gänzlich zerstört, gänzlich untergegangen sein wird im Wirbel der Großstadt!

Helga Dörner.

Die lustige Welt



Fata Morgana.

„Du, Papa, was ist eine ‚Fata Morgana'?"

„Das ist zum Beispiel, wenn der Gerichtsvollzieher deiner Mutter ihr Klavier versiegelt und läßt mir mein Automobil frei ..."

„Das kann doch nicht stimmen — ich habe gehört, ‚Fata Morgana' soll eine liebliche Vorspiegelung sein, wo dann die Wirklichkeit um so schrecklicher ist."

„Ja — laß mich doch erst ausreden! Na, und am anderen Tag kommt der Gerichtsvollzieher wieder, fährt aber mit meinem Auto davon, und deine Mutter spielt auf dem freigegebenen Klavier!"

Ach, ist das Reisen schön!

Humoreske von
Ludwig Waldau.

(Nachdruck verboten.)

Selbstverständlich sagte ich zu, als mich die Tante Schniebs einlud, sie in meinen Ferien zu besuchen. Denn Reisen ist ja sooooooo schön! Und außerdem kannte ich die Tante Schniebs noch gar nicht. Sie war nämlich bloß eine sogenannte „Schwipp"-Tante von mir. Der Schwager des Bruders meiner Mutter hatte einen Onkel gehabt, dessen Neffe die Nichte eines Vetters seiner Kusine geheiratet hatte, und die Schwester der Tante dieser Kusine war „die Schniebsn", meine Tante. Bitte.

Die hatte nun geschrieben, ich sollte mir mal das „Portesiano" ansehen, das ich eventuell einmal zu erben vielleicht die Ehre hätte. Ich bin ja nun durchaus nicht erbschleicherisch veranlagt, überhaupt solche alte, asthmatische Zithern wie das Klavier der Schniebs-Tante reizen mich sehr wenig; aber ich beschloß, trotzdem zu reisen, denn Reisen ist doch zuuuuu schön.

Schon beim Kofferpacken merkte ich's. Erst hatte ich nämlich im Eifer des Gefechts die Katze meiner Wirtin mit hineingepackt und mußte deshalb den sorgfältig gepackten „Mädler" wieder öffnen. Erfreut sprang mir das Biest mitsamt seiner Herrin kratzend und fauchend ins Gesicht. Dann geriet ich beim erneuten Schließen mit dem rechten Daumen zwischen Deckel und Unterteil, da hörte ich „die Engel singen" in solch wunderbarer Klarheit und Reinheit, daß ich beinahe auf das Tante-Schniebs-Klavier verzichtet hätte, wenn nicht Reisen soooo schön wäre!

Außerdem war's die höchste Zeit zum Zuge. Ich „flog" zur Tür hinaus, die Treppe hinunter. Mein Koffer war aber noch schneller unten. Unterwegs hatte er sogar, wahrscheinlich vor Freude über das Reisen platzend, die Treppe liebevoll mit seinem Inhalt garniert. Ich raffte unter lieblichen Selbstgesprächen (lies: Flüchen!) meine Klamotten wieder zusammen, stopfte alles in malerischer Unordnung wieder hinein und sauste mit wehendem Gelock zum Bahnhof. Gerade solche Dauerläufe schätze ich sehr! Mit dem schweren Koffer, Hut, Schirm, Mantel, Proviant, rennt sich's zuuu schön! In fröhlichstem Endspurt erreichte ich den Bahnhof. Karte lösen, einsteigen, losfahren war alles eins.

Als ich zur Besinnung kam, saß ich auf dem spitzen Schoß einer etwas angejahrten, älteren Jungfrau. Hold errötend flötete sie mir zu: „O bütte, mein Hörr, es ist mir eine Oehre!" Mein schwerer Koffer aber war gerade auf die Pupille des rechten Hühnerauges eines Herrn vom Format Dempseys zu stehen gekommen. In überströmender Dankbarkeit erlöste er mich mit einem wohlgezielten Schwinger von der jungfräulichen Sitzgelegenheit. Ich landete unter lebhaften Ovationen der Mitreisenden im Begräbniskranz der Dame am Fenster, was mir allerhand zoologische Kosenamen einbrachte. Als ich endlich eine normale Sitzgelegenheit innehatte, suchte das Dempsey-Format seinen Hut, denn „wir waren bald da". Der Hut war weg. „Stehn Sie mal auf!" rollte er mich plötzlich an. Richtig, ich saß auf einem Hut. Er riß die zerbeulte Dohle an sich und: bumms! rammte mich voll Anerkennung seine Riesenfaust ins Parterre. Ein Feuerwerk von nie geahnter Schönheit tanzte vor meinen Augen. (Ach, ist das Reisen schön!) Als ich dann ausstieg, merkte ich, daß ich auf *meinem* Hute gesessen hatte. Dafür hatte ich den Dempseys, Kopfweite 63. Schön, besser als gar keiner. Er ging mir bis an die Hüften.

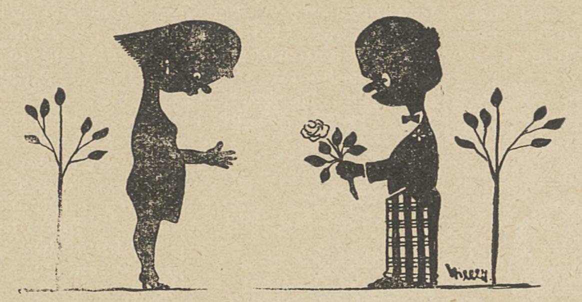
Und solch reizende Episödchen gab's noch mehr auf meiner Reise! Erstens war Tante Schniebs auch verreist, als ich hinkam. Warum nicht? Reisen ist ja so schön! Zweitens vertauschte man mir auf der Rückreise meinen großen, wertvollen Koffer mit einem kleinen abgenutzten Damenköfferchen voll neckischster Spitzenwäsche inklusive Puder und Schminke. Gott, es war mal was anderes und ich brauchte nicht mehr so zu schleppen. Drittens: als ich, geknickt über das vorzeitige Ende meiner schönen Reise, zu Hause ins Zimmer trete, lag ein fremder Kerl im Bett! Meine Wirtin hatte einstweilen mein Zimmer weitervermietet. „Sie wullt'n doch värz'n Dache bleiben!" entrüstete sie sich, und mein Nachfolger brüllte drohend: „Rrrraus!"

Da nahm ich freudig mein Umtausch-Köfferchen mit der „süßen Wäsche" und ging wieder zum Bahnhof. Reisen ist ja sooooo schön! Vielleicht war die Schniebs-Tante jetzt wieder da.

In der Leihbibliothek.

Ein mittelalterliches weibliches Wesen holt sich was zum Lesen:

„Frollein, ich mechde Sie gerne en scheenes Buch ham, en Roman. Wissen Se, erschd, da griechen se sich nich, weil sie ihn nich liebd, und dann da rädded er sie das Lähm und da griechen se sich doch, und dann wird er sie undreu und da gommd Sie nun so ne richdche Gadastrophe und an Schlusse da griechen se sich doch wieder. Ham Sie nich mal so en Buch, Frollein, wissen Se, so was richdich Feuersprìehendes?" K. M.



Der Freier.

Im Zeichen des Verkehrs.

„Fahren Sie Auto? Oder Flugzeug? fragte der Versicherungsbeamte.

„Nein, ich bin Fußgänger", erwiderte Herr Vogt.

„Bedauere, dann kann ich Sie nicht in die Versicherung aufnehmen." Mit diesen Worten entfernte sich der Agent. fh.



„Pappi, sieh mal, an der Decke sitzt 'ne große Spinne."

„Tritt sie tot, und laß mich in Ruh'."

Vor Gericht.

Richter: „Sie haben sich nicht nur wegen Diebstahls eines Autos zu verantworten, sondern auch wegen Ueberschreitens der Fahrgeschwindigkeit."

Dieb: „Aber, Herr Richter, sollte ich mit einem gestohlenen Auto denn etwa langsam fahren?" H. St.



Abnützung.

„Seit ich Egon kenne, brauche ich in der Woche sechs Lippenstifte mehr!"

Der Kunstkenner.

Herr Pulswärmer hat das Landgut [illegible] gekauft.

Der Verkäufer. Baron Rozzo, sagt zu Pulswärmer: „Verehrter Herr Pulswärmer, darf ich Sie noch darauf hinweisen, daß sich an der östlichen Ecke des Besitztumes einige römische Ruinen befinden."

„Was!" brüllt Pulswärmer. „Na, mein Lieber, die wer' ick awer uff Ihre Rechnung beseitijen lassen!" fh.

Schlagfertig.

„Ich liebe nur Frauen, die einen strikten Gegensatz zu mir selbst bilden!"

„Aermster!"

„Wieso?"

„Na, intelligente Frauen sind doch so selten." K. M.

Der zärtliche Vater.

„Herr Doktor, die Medizin für Edith ist schon alle."

„Wie ist das möglich? Sie sollte doch täglich nur einen Eßlöffel nehmen."

„Um das Kind zu veranlassen, die Medizin zu schlucken, habe ich auch täglich einen Löffel nehmen müssen." H. St.

Die einzige Anerkennung.

„Meine Schwiegermutter treibt mich zur Verzweiflung. Sie hat noch nie etwas von dem gut geheißen, was ich getan habe. Nur mit einer Sache war sie einverstanden."

„Und, was ist das?"

„Daß ich ihre Tochter geheiratet habe."



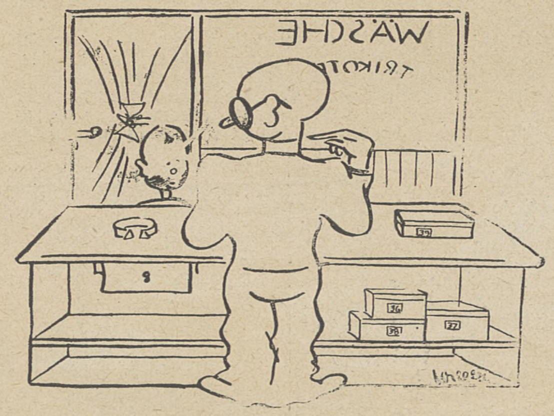
In der Sommerfrische.

„Zieh dir doch noch die Schuhe aus, du Schürzenjäger, damit du auch noch mit die Hühneraugen gucken kannst."



„Sie sprachen eben, daß vor Beginn der Saison die Zimmer billiger wären."

„Ja, da Sie aber gleich mit sechs Mann kommen, habe ich die Saison bereits eröffnet.



Reinlichkeit.

„Ich soll einen Kragen für me[illegible]"

„So einen, wie ich trage?"

„Nein, einen reinen."

Unbeabsichtigte Kinderscherze.

Von
Ruth Thorrin.

(Nachdruck verboten.)

„Tante Trude, ich will dich jetzt malen." Prüfend betrachtet der vierjährige Künstler sein Blatt Papier, dann sein Modell. „Weißt du, den Papier langt nich ganz, aber das schadet ja schließlich nichs, wenn auch dein Bauch nich mit drauf kommt."

*

In der ländlichen Sommerfrische öffnen die freundlichen Wirte den Schweinekoben, um den Kindern eine Freude mit den herumgrunzenden Ferkeln zu machen. Kurti hat aber Angst, verkriecht sich hinter der Mutter und meint halb schüchtern, halb trotzig: „Ihr dürft mir nichts tun, — mein Vater ist Polizei!"

*

„Betet ihr denn auch zu Hause vor dem Essen, Elsie?" fragt die gute alte Dame.

„Ja, Vati manchmal."

„So, so, das ist aber schön! Was betet er denn wohl?"

„Och — verschieden! Heut' hat er gesagt: Lieber Gott, ist das mal wieder ein Fraß."

*

Die Mutter pflegt vor dem Schlafengehen oft den Sternenhimmel mit dem kleinen Eberhard zu betrachten. Eines Abends, kurz vor Vollmond, fragt Eberhard: „Mutti, was freßt der Mond, daß er alle Tage dicker wird?"

Ein Tag unter griechischer Sonne

Sonderbericht f. unsere Beilage von Otto Boettger-Seni

Mit sechs Sonderaufnahmen des Verfassers

Von Triest kommend, legte mein Dampfer unter tschechoslovakischer Flagge an der Reede von Patras an. — Tiefblau der Himmel, tiefblau das Meer und von überirdischem Glanz die Morgensonne. Gegen Süden liegt das Stadtbild, von der Reede ausgehend, die Hauptstraße. Als Hüter über dem Ganzen eine alte Festung mit zeitzernagten Türmen. Heute fand ich dort ein Garnisonslokal und ein Gefängnis vor. Letzteres hinterließ einen besonders lebhaften Eindruck bei mir, da sämtliche Fenster von den durchaus nicht traurigen Insassen belebt wurden, die lachend und lustig um Zigaretten und andere freundliche Gaben bettelten. Das Ziel meines eintägigen Ausfluges war „Gutland", der stolze Besitz der „Achaia", einer deutschen Gründung und Geburtsstätte des berühmten Griechenweines „Maphrodaphne" und „Achaia".

Schon die Fahrt dorthin ein tiefes inneres Erleben. — Von der Reede, wo auch der recht einfache Bahnhof liegt und vor dem die jugendlichen Schuhputzer mit vollendeter Geschicklichkeit ihrem Gewerbe nachgehen (Bild 1), ging die Fahrt im Auto auf sonnenversengten auffallend gradlinigen Straßen bergan. Patras liegt hinter uns, den schmalen Landweg, der an den Fahrer wie auch an den Wagen die größten Ansprüche stellt, begrenzen riesige Kakteen. Ein kurzer Halt. Wir steigen aus, um uns vor einer „Aso-kneipe" durch einen absinthähnlichen Schnaps — Aso geheißen — natürlich nur des Studiums wegen, zu erfrischen. Meine anfängliche Voreingenommenheit wurde durch diesen Versuch behoben, da man ihn stark mit quellfrischem Wasser verdünnt, das der ewig fließende Brunnen spendet (Bild 2). Während wir in Patras selbst noch vereinzelt an bettelnden Zigeunerweibern vorüberfuhren, die unaufdringlich, meist mit einem Säugling auf dem Schoß, auf eine Gabe warten (Bild 3), lag die Landstraße nun einsam, nur ab und zu begegnet uns einer der hier üblichen hohen zweirädrigen Wagen, manchmal ein Reiter auf einem Maultier. Wieder bitte ich meinen Begleiter um einen kurzen Aufenthalt. Meine scharfäugige Kamera hält einen Schäfer in Landestracht und mit dem interessanten alten Hirtenstab im Bilde fest (Bild 4). Weiter geht die Fahrt durch eine weite mit Korinthenreben bebaute Ebene. Durch das zwar wasserarme, aber an Steinen desto reichere Flußbett der Levka bahnt sich unser tapferer Wagen springend und spritzend seinen Weg bergan. Eine Schlucht mit herrlicher Pflanzenwelt nimmt uns auf. Schroffe Höhen begrenzen auf beiden Seiten einen engen Talgrund. Noch eine Wendung — das Ziel ist erreicht, der Gipfel der Hochfläche, die sich etwa 500 Fuß über die Meeresfläche erhebt, erklommen. Ein unerwarteter Empfang wird uns bereitet: Abc-Schützen mit ihrer jugendlichen Lehrerin sehen unserem Auto staunend nach (Bild 5). Die ganze Hochebene ist eine ausschließlich deutsche Ansiedlung auf griechischem Boden, ein Stück deutscher Kultur unter hellenischem Himmel.

Eine Rundschau von seltener Großartigkeit und Schönheit eröffnet sich unseren Blicken. Vor uns liegt der Golf von Patras, ein tiefblauer Edelstein in der Fassung der riesigen Gebirge von Akkarnien und Rumelien. — Eine andächtige lange Wanderung durch die großen Kellereien, die blitzsaubere Kelterei und die mit dem Stolz des Vaters über einen gelungenen Sprößling gespendeten Kostproben des hier unter geradezu paradiesischen Voraussetzungen wachsenden Weines zu erwähnen, sei nicht vergessen.

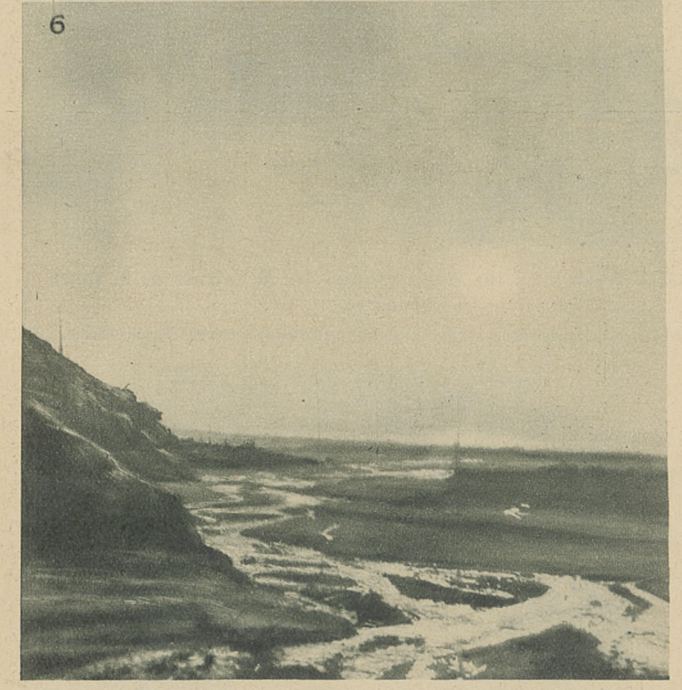
Als die Sonne ihrem Bett im Golf von Patras zueilt und sich in weiblicher Eitelkeit noch einmal vor dem Schlafengehen in dem zerbrochenen Wasserspiegel des vorhin durchfahrenen Levkaflusses beschaut (Bild 6), geht es, mit tiefen Eindrücken beladen, in eilender Fahrt hinab ins Tal.

1 — Platz am Bahnhof in Patras. Schuhputzer bei der Arbeit

2 — Aso-Schnapskneipe an der Landstraße

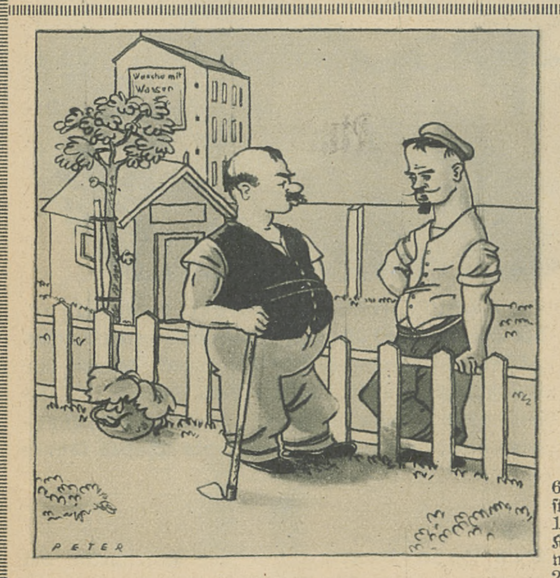
3 — Griechische Bettlerin

4 — Griechischer Schafhirt mit typischem Hirtenstab



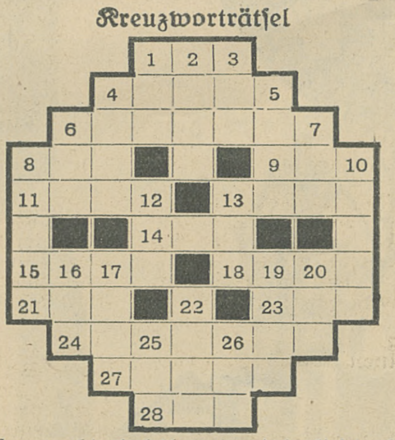
6 — Abendsonne am Golf von Patras

5 — Deutsche Abc-Schützen auf Gutland bei Patras



„Da kannste sagen, was du willst, Willem, die besten Kohlköppe zieht doch der kleene Maier!"
„Möglich, seine Familie kenn ick ja nich."

Kreuzworträtsel



Wagerecht: 1. leblos, 4. griech. Gesetzgeber, 6. bibl. Stadt, 8. äußere Haltung, 9. griech. Buchstabe, 11. lateinisch „also", 13. lateinisch „ebenso", 14. russisch. Fluß, 15. Teil eines Rades, 18. röm. Kaiser, 21. Nebenfluß des Rheins, 23. Umstandswort, 24. Meernymphe, 27. kleineres Boot, 28. Bodensenke. — Senkrecht: 1. engl. Vorname, 2. dänischer Vorname, 3. Teil des Hauses, 4. letzte Ruhestatt, 5. Metallbolzen, 6. engl. Titel, 7. griech. Göttin, 8. Vulkan, 10. ägypt. Gottheit, 12. Dichtungsart, 13. Nebenfluß der Donau, 16. Vorfahr, 17. Nahrungsform, 19. Finale, 20. Straße (französisch), 22. Halbinsel von Ostpreußen, 25. Farbe, 26. Nebenfluß des Rheins.
F. Th.

Die Entstehung

Ein schmaler Pfad nur ist das „Erste",
Das „Zwei" fällt in der Frühlingsnacht.
Aus dem „Ein-zwei" — das war das schwerste —
Hab ich euch diesen Vers gemacht. Ple.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Silben-Kreuzworträtsel: Wagerecht: 1. Finale, 3. Hamilkar, 5. Nadel, 7. Bader, 8. Kola, 10. Taburett, 12. Wedel, 13. Islam, 15. Leda, 16. Pisa, 17. Riga, 18. Zion, 20. Topas, 22. Kreta, 23. Ampezzo, 25. Sahne, 27. Hermon, 28. Lakai, 30. Leander, 31. Mantua. Senkrecht: 1. Fiasko, 2. Lena, 3. Hader, 4. Karwendel, 6. Delta, 7. Barett, 9. Lais, 11. Buche, 12. Weda, 14. Lampion, 15. legato, 18. Zita, 19. Lopez, 21. Passah, 22. Kreole, 23. Ammon, 24. Zola, 26. Nemea, 27. Herder, 29. Kaiman.

Schachaufgabe: 1. Lb2—c1, 1. D×d5+; 2. Sf7—d6 und setzt matt.

Morse-Rätsel: Lohengrin, Oberon, Hugenotten, Elektra, Norma, Götterdämmerung, Rienzi, Idomeneus, Nachtlager.

Quadraträtsel: 1. Peru, 2. Esel, 3. Reim, 4. Ulme.

Rösselsprung: Glück erkennt man nicht, drinnen man geboren, / Glück erkennt man erst, wenn man's hat verloren. (Logau.)



Dolle Sache! — — — Aber nun sag' mir bloß nicht wieder, daß man bei der Autofahrerei nicht auf einen grünen Zweig kommen kann!

Zwei Sonderzeichnungen für unsere Beilage von Peter





Ein wenig bekanntes Bildnis der Mutter Kleist's mit dem sieben Jahre alten Dichter. Das Bild ist Privatbesitz und wird zum 150. Geburtstag Heinrich von Kleist's auf einer Gedächtnis-Ausstellung der Kleist-Gesellschaft ausgestellt

Transeuropa





Jugendbildnis Heinrich von Kleist's, der am 18. Oktober 1777 geboren wurde

Sennecke

← Das Geburtshaus des Dichters in Frankfurt a. d. Oder

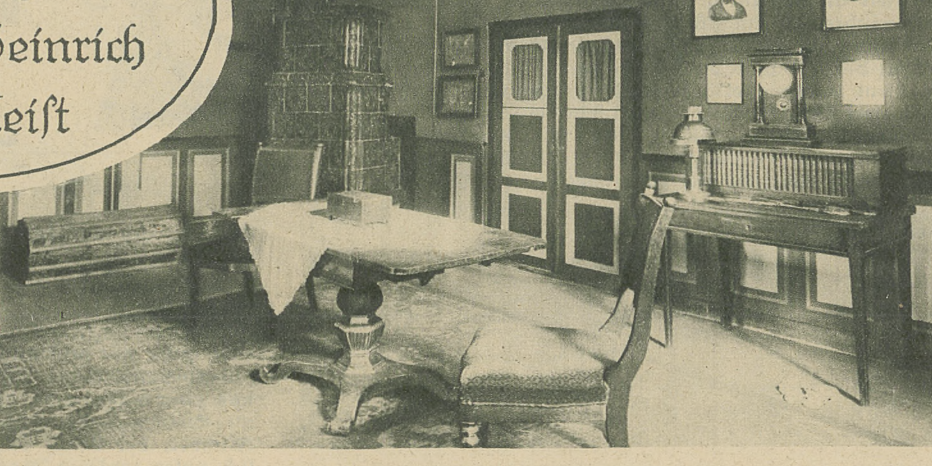
Löhrich

Zum 150. Geburtstag des Dichters Heinrich von Kleist



Das Grab Kleist's am kleinen Wannsee bei Berlin. — Die Inschrift des Grabsteines (10. Okt. 1776) ist bekanntlich falsch, sie müßte richtig 18. Okt. 1777 heißen

Sennecke



Das Kleistzimmer im Geburtshaus in Frankfurt a. d. Oder

Sennecke



Der Geburtstag des bekannten Malers Arnold Böcklin jährt sich am 16. Oktober zum 100. Male

Atlantic

Oval Mitte:

Der Turnvater Friedrich Ludwig Jahn, der vor 75 Jahren in Freyburg a. d. Unstrut starb, nachdem sein Wirken für den vaterländischen Gedanken und für die Einführung der Leibesübung beim Volke reiche Früchte getragen hatte

Technophot





Der Schriftsteller Adolf Freiherr von Knigge, der Verfasser des allen Deutschen bekannten Buches „Über den Umgang mit Menschen", wurde vor 175 Jahren am 16. Oktober 1752 geboren. — Es soll in der jetzigen Zeit Leute geben, denen ein Nachlesen des genannten Buches nichts schaden könnte

Atlantic



← Das Jahn-Denkmal in der Hasenheide bei Berlin, zu dem die deutschen Turnvereine aus der ganzen Welt Steine gespendet haben

Photothek

Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stafinski, Bielsko.